Ladislaus Reichsedlen von Stoixner,

Stadtunter- und Gastrichters in München, dann der Landwirthschaftlichen sittlichen Gesellschaft in Burghausen Mitglieds,

Practisch-ökonomische

Abhandlungen

von

Wald-

und

Fruchtbäumen

auch einigen

Staudengewächsen

und

dem Weinstock.

Nürnberg,

bei Johann Adam Stein, 1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der

Durchleuchtigsten Fürstin,

und

Frau Frau

Maria Anna Sophia,

in Ober- und Niederbaiern, auch der Obern Pfalz Herzogin, Pfalzgräfin bey Rhein, verwittibten Churfürstin, Landgräfin zu Leuchtenberg,

gebohrnen Königlichen Prinzeßin von Pohlen und Litthauen, Herzogin in Sachsen 2c. 2c.

Meiner

gnädigsten Frau Frau!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Durchleuchtigste Churfürstin!

Gnädigste Frau Frau!

Und wem anders soll ich abermal diese kleine Bemühung und patriotischen Eifer zueignen, als **Euer Churfürstlichen Durchleucht**, meiner **Gnädigsten Frau Frau!** Höchstwelche meine ersten Bemühungen vom Seiden= Flachs = und Hanfbau, von der Horn = und Federviehzucht ꝛc. mit **Dero** gnädigsten Beifall aufgenommen haben. **Gnädigste Frau Frau!** ich kann mich abermal nicht ent-

halten, das höchste und unvergleichliche Verdienst in die weite Welt hinauszuschreiben. Alles, was nur Oekonomisch heißt, nehmen **Euer Churfürstliche Durchleucht** mit gnädigstem Beyfall auf, prüfen es theils selbst, theils lassen Höchstdieselbe es mit eigenen Cabinetskosten prüfen, um nur das Bauernvolk von ihren alten Vorurtheilen zu befreyen, um ihnen das Wohl, das ihnen nun durch Höchstdero Aufmunterung so gut bekömmt, näher ans Herz zu legen. Ja, man siehet **Euer Churfürstliche Durchleucht** mit dem Landmann auf Höchstdero Lustschloße Fürstenried schon am frühesten Morgen, wo der Weichling, der Unthätige, noch ganz in seinem Pflaumennest begraben liegt, in der Oekonomie nachsehen, nachforschen, Vor-

schlä-

schläge machen, prüfen, warnen, empfehlen, ja, alles thun, was nur immer einer sorgfältigen Hausmutter nachahmungswerth seyn kann.

Nun hier ist abermals etwas, das ich bey meinen einzelnen Stunden zusammenschrieb, und mit eifernder Wärme meinem Vaterlande, besonders aber dem Landvolk, liefere und in die Hände lege. Vorschläge und Sorge für die Holzkultur, in Ansehung der Wald- und Fruchtbäume.

Die von den Mönchen her ererbte Industrie, Wälder auszurotten, und in fruchttragendes Erdreich umzuschaffen, ist bekannt, man glaubte nämlich, eine Frucht, die ich alle Jahre sammle, könne besser seyn, als etwas, das ich erst in Jahrhunderten benützen würde. Es sind aber auch die ewigen

Klagen über Holzmangel zu allgemein und zu bekannt; Preisfragen, wie man abhelfen könnte, Vorschläge über Vorschläge, Privilegien, Verordnungen, haben wir der Menge nach. Ich verehre jedes nach seinem Werth mit tiefester Ehrfurcht; — allein, zu was alles das, es trift doch allezeit den ohnehin schon beklemmten Landmann, er wird mit Ordnungen über Ordnungen verwirret, ermüdet, ja, er liegt bereits schon allem unter, und wird sich auch so leicht nicht mehr empor heben können. Zu was alles das? — Er, der Landmann, wird den Holzmangel doch nicht so fühlen, als wir in der Stadt bey der schon zur Natur gewordenen Bequemlichkeit; er wird mit immerwährenden Plagen ermüdet, seine Industrie wird erstickt, aber nie gebessert — man

man fodert von ihm immer die schwerresten und unerträglichsten Abgaben, man giebt ihm aber nicht die Mittel an die Hand, man unterstützet die Mittel nicht, wie ihm diese Abgaben erträglicher, freudiger, belohnter werden können.

Nun aber, wie wäre es, wenn der Landmann Vergeltung, Vortheil, Vermehrung seiner Einkünfte, Minderung seiner Abgaben finden würde? — würde er nicht seine Kräfte zweyfach anspannen, und sichs ungleich mehr Mühe kosten lassen? und wie kann man ihm solche Vorschläge besser geben, als wenn man ihm auf die Mutter Natur zurückführet, daß er das mit Bequemlichkeit thun kann, was er glaubt, es sey eine unmögliche und verworrene Sache.

Ich

Ich empfehle also in einer kleinen Abhandlung für die bequemen Stadtbewohner die Sparsamkeit, und für den Landmann die leichtere und unmühsamere Arbeit, die Nahrung, den gesegneten Zuwachs, seine ohne Mühe zu vermehrende Einkünfte, besonders durch den Holzverschleiß.

Beyde werden doch so ehrlich seyn, ihre Nachkömmlinge nicht ganz darbey darben sehen zu wollen, und hiemit diese wohlgemeinte Sammlung von Wald- und Fruchtbäumen nicht wegwerfen, denn sonst würde ein Uebel entstehen, dessen Folgen auch eines der ersten Regalen unsers Landesherrn wo nicht gar aufzuheben, doch wenigstens zu vermindern im Stande sind.

Hier also, lieber Baier, lieber Bewohner der ländlichen Ruhe, das meiste ruhet

doch

doch auf dir, hier gebe ich dir einige Bögen in die Hände. Es sind Erfahrungen und erprobte Beweise, es soll dir nicht mislingen, durchblättere sie anfangs, durchlese sie nochmals, und wenn es auch nur aus Vorwitz ist, du wirst sie noch einmal durchlesen, deine liebe Familie um dich herum wird aufmerksamer werden, du wirst selbst innerste Freude bekommen, die entsetzlichen Folgen für deine Nachkömmlinge selbst einsehen, und so haben ich und du gewonnen.

Doch wie — — wie weit habe ich mich in meinem Eifer verirret. **Euer Churfürstlichen Durchleucht** lege ich dieses kleine Werkchen mit tiefester Ehrfurcht und ohne allen Eigennutz zu Füssen. **Höchstdero** Wohlgefallen, **Höchstdero** gnädigste Aufnahme, wird allen hauswirthschaftlichen

Patrio-

Patrioten Ermunterung genug seyn, dem herrlichsten Beyspiele der weisesten Fürstin zu folgen, und so der guten Sache Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, denn habe ich meinen Zweck erreichet, denn bin ich ruhiger, und unsere Nachkömmlinge werden uns allen Heil und Seegen wünschen, welches wir alle stündlich in schuldigster Ergebenheit wünschen.

Euer Churfürstlichen Durchleucht

gehorsamster
der Verfasser.

Erste

Erste Abtheilung.

Von den wilden oder Waldbäumen.

Erster Abschnitt.

Von der wilden Baumzucht überhaupts.

Baum ist das größte und ansehnlichste Gewächse, welches die Erde hervor bringt, und aus einem einzigen Hauptstamme, welcher unten mit einer Wurzel und oben mit einem Wipfel: samt vielen Aesten, Zweigen und Blättern versehen ist, bestehet. Da man in Ansehung desjenigen, was

eigentlich zur Naturgeschichte gehöret, in des Herrn Doctor Martini Naturlexicon die hinreichensten Belehrungen sich zu versprechen hat: so werde ich mich zunächst auf dasjenige, was ein Oeconom und Kameralist davon zu wissen nöthig hat, einschränken.

Erstes Kapitel.

Eintheilung der Bäume.

§. 1.

Die allgemeinste Eintheilung der Bäume ist, daß sie in wilde oder Waldbäume, und in zahme oder Gartenbäume unterschieden werden. Desgleichen werden sie eingetheilt in inn- und ausländische; bekannte und unbekannte; fruchtbare, und unfruchtbare; Kern- und Steinobst tragende; hoch- und niederstämmige; schädliche und nüzliche; rare und gemeine; schwache und zarte und unsers Klima ungewohnte Bäume.

§. 2.

§. 2.

Da hier eigentlich nur von den wilden Bäumen die Rede ist, so gehören solche entweder unter das Tangel, oder Harzholz, oder unter das Laubholz. Die Bäume, welche zum Laubholz gehören, lassen ihre Blätter jährlich zur Herbstzeit fallen, und treiben erst im Frühlinge, wenn der Saft mit aufsteigender Sonne wieder in den Stamm tritt, aufs neue ihr Laub von sich. Jene, die Tangelbäume aber, bleiben unverändert, sowohl im Sommer als im Winter grün. Beyde Arten werden wieder in weichholzige und hartholzige eingetheilet. Zu den Tangelbäumen gehören die Fichte, der Tannenbaum, die Kiefer oder der Tienfohrenbaum, der Taxus, oder der Elbenbaum, der Lerchenbaum und der Wachholderbaum. Die Laubbäume sind: der Aeschenbaum, die Aespe, der Ahornbaum, der wilde, oder Holzäpfelbaum, der Arlsbeer- oder Arlskirschenbaum, die Birke, der wilde oder Holzbirnbaum, die Buche, der Kastanienbaum, der Kornelbaum, die Eiche, der Elsebeerbaum, die Erle oder Eller, der

 Faul-

Faulbaum, der Fliegenbaum, der Hollunderbaum, der Ilmenbaum, der Kirschbaum, die Linde, der Maßellern oder Auerlenbaum, der Maulbeerbaum, der Nußbaum, der Pappelbaum, die Rüster, der Schießbeerbaum, der Spindelbaum, der Sperber- oder Speyerlingbaum, der Vogelbeer- oder der Eberäschenbaum, die Weide. Unter diesen wilden Laubbäumen wachsen der Ahornbaum, der Aeschenbaum, die Aespe, die Birke, der Kastanienbaum, die Erle, die Ilme, der Kirschbaum, die Linde, der Pappelbaum und alle andere Arten der großen Weiden ziemlich schnell und eher auf, als die andern Bäume, tragen auch viel Holz und Aeste, daß in zwanzig Jahren ein ziemlicher Stamm daraus wird.

§. 3.

Ferner werden die Waldbäume auch eingetheilt in fruchtbare und unfruchtbare, welche nämlich, ob sie wohl sonst ihren vortreflichen Nuzen haben, dennoch mit keiner zum Essen tauglichen Frucht, sondern nur mit bloßen Saamen versehen sind, als: der Ahornbaum, die Aespe, Birke, Weißbuche,

Erle,

Erle, die Aesche, Ilme, Linde, Maßerle, Pappelweide, Rüster rc. jedoch fressen unterschiedene Vögel auch von diesem Saamen. Andere aber sind fruchtbar, als: Aepfelbäume, Arlsbeerbäume, Birnbäume, Kastanienbäume, Eichen, Kirschbäume, Mispelbäume, Nußbäume, Vogelbeerbäume, rothe Buchen rc. deren Früchte den Menschen sowohl, als dem Vieh, dienlich und zuträglich sind.

§. 4.

Endlich macht man auch einen Unterschied in Ansehung des Geschlechtes, und es giebt unter etlichen Geschlechtern der Bäume Männchen und Weibchen. Davon hat man nun drey Arten. Die erste ist: da einige Bäume wirklich männlichen, andere aber weiblichen Geschlechts, und doch einerley Art Bäume sind. Solches ist bekannt vom Palmbaum, Wachholderbaum, Aeschenbaum und vielen andern. Hievon hat man also allemal zweyerley Bäume, ein Männchen und ein Weibchen. Wenn ein solcher Baum ganz allein steht, ohne seinen Gatten, so bleibt er unfruchtbar, ob er schon weiblichen Geschlechtes ist. Die

zweyte Art Bäume trägt die männlichen und weiblichen Blumen zugleich auf einem Stamme, und eine jede vor sich an einem besondern Ort, als: die Eiche, die Buche, der Wallnußbaum, die Haselstaude. Die dritte Art Bäume sind Zwitter, weil das männliche und weibliche Geschlecht zugleich in einer Blume zu finden sind. Dieser Zwittergeschlechter sind die meisten, als: Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen und Aprikosen.

§. 5.

Der äusserste rauhe Theil eines Baumes an Stamm und Aesten wird die Rinde oder Schaale genannt: nach solcher folgt der Bast, hierauf der Spint oder Splint, sodann das Holz, und endlich der Kern.

Zweytes Kapitel.

Von dem Alter der Bäume.

§. 1.

In Ansehung des Alters der Bäume wird von den Forstverständigen angemerket, daß alle Bäume und Stauden vier Alter haben. Das erste Alter ist das Keimen des Saamens, da der Stamm und Wurzel aus dem Saamenkorne hervorbricht, und wird mit der Kindheit oder Geburt des Menschen verglichen. Das zweyte Alter ist, wenn der Stamm Aeste und Laub auswirft, Knospen gewinnt und in die Höhe wächst: das ist der Jugend gleich. Das dritte Alter ist, so bald der Baum Blüthe und darauf folgende Früchte erlangt, und im besten Wachsthum ist, welches den männlichen Alter zu vergleichen ist. Das vierte Alter ist, wenn der Baum an Saft, Kräften, Blüthe und Früchten abnimmt und sich zum Untergange neigt, welches das hohe Alter genannt wer-

den kann. Andere sagen, das Alter der Bäume sey 1. das anfangende oder die Kindheit. 2. Das wachsende oder die Jugend. 3. Das stillstehende oder das männliche, und 4. das abnehmende Alter. Insgemein ist bey dem Alter der Bäume dieses zu merken, daß diejenigen Bäume, welche geschwinde aufwachsen, auch vor andern wieder zeitig wandelbar werden und veralten, als: die Weiden, Pappel, Kirsch, Aepfel und Pflaumbäume. Doch ist es nicht eine allgemeine und unfehlbare Regel. Denn die Linden, Ilmen u. dergl. wachsen geschwinde, aber sie werden doch alt, und dauern sehr lange, ehe sie sich verwandeln. Das eigentliche Alter, wie lange Zeit eine jede Art des Holzes wachse und zunehme, wie lange es hernach in seinem Seyn bestehe, und wenn es wieder abnehme, ist wohl unmöglich, ganz genau zu bestimmen, ausser das, was der äusserliche Augenschein wirklich geben kann. Das Alter der Bäume, besonders derer, die in großen Wildnißen sind, muß sich wohl auf weit mehr, als auf etliche hundert Jahr erstrecken, und es mögen viele

wohl

wohl einige Jahrhunderte gestanden haben, welches daher zu muthmassen ist, weil bey den großen Wildnißen kein Volk in der Nähe gewohnt, das solche hätte abhauen und verbrauchen können. Ja es liegen viele Gehölze zwischen großen und tiefen Morästen, und auf hohen, fast unersteiglichen Felsen und Höhen, daß man mit keinem Wagen oder Schlitten dahin kommen und das Holz wegführen kann. Woraus leicht zu schließen ist, daß solche Hölzer lange Zeit gestanden, und von vielen Jahren her aufgewachsen seyn müssen: wie dann viele Stämme nur von Fichten und Tannen in manchen Wäldern gefunden werden, welche gewiß viele Jahrhunderte auf sich gehabt, indem sie achtzehn bis vier und zwanzig Klafter Holz gegeben: geschweige der großen Eichen und Linden, woraus noch mehr an Klafterholz geschlagen werden kann. Und wenn der Stamm uralt ist: so ist das Holz fest, springt im Abhauen wie Glas, und ist fast nicht zu gewinnen, sonderlich an Tannen, und müssen die Holzhauer ein Gerüste am Stamm hinauf von vier bis sechs Ellen

in die Höhe machen, um im Abhauen darauf zu stehen, weil das Holz unten am Stamme am allerfestesten, und je höher am Stamme, desto weicher, folglich auch leichter abzuhauen ist. Bey diesem bleibt der feste oder harte Stock von vier, sechs und mehr Ellen hoch stehen und verfault nach und nach. Es ist aber hieraus nicht zu schließen, daß in dergleichen Wäldern alle Stämme alt, ausgewachsen und überständig seyn müssen, ob gleich die Axt nicht dahin gekommen: sondern man findet daselbst alte, mittelmäßige und junge durcheinander, welche von Jahren zu Jahren zwischen den großen und alten Bäumen einzeln mit aufgewachsen sind. Nachdem aber das Holz izt sehr rar wird, so läßt man dergleichen Stöcke nicht mehr stehen, sondern sucht die Bäume abzusägen. Die vielen oder wenigen Jahrwüchse, oder der Zirkel im Stamm einer Tanne, Fichte und Kiefer sollen zwar das Alter eines Stamms angeben, und jeder Zirkel eines Jahres Wuchs anzeigen; allein es macht mancher Zirkel oder Jahrwuchs zum öftern zwey bis drey und mehr Jahre aus, nachdem er sich ausdehnt,

dehnt, und viel weisses in sich hat, gedachter Zirkel aber gegen das andere Holz etwas röthlicht aussieht, und härter oder fester ist. Man will Stämme gefunden haben, die wohl hundert und hundert und funfzig und mehr Zirkel und Jahrwüchse inwendig gehabt, besonders aber unten im Stamme; daraus das große Alter und jährliche Wachsthum solcher Bäume so ziemlich zu schließen ist, ob es gleich nicht so genau bis auf etliche wenige Jahre zutrift, besonders, da es scheint, daß zum öftern auf zwey bis drey Jahre Wachsthum sich in einem grössern Zirkel, als sie sonst insgemein zu seyn pflegen, einschließt. Denn es wollen viele von dem Alter der Bäume, sonderlich der Fichten und Tannen, raisonniren, und ihnen zweyhundert, dreyhundert bis fünfhundert und mehr Jahre zulegen, da man doch schwerlich davon eine hinlängliche Nachricht geben kann. Doch ist das gewiß, wenn die Bäume bald aus ihrem rechten Wachsthum sind, so sezen sie wenig oder gar keinen Zirkel mehr, sondern es dehnen sich nur die Zirkel in die Weite: wie man es an vielen Orten insge-

mein

mein dafür hält, daß nach dem oben erwähnten stillstehenden und hernach folgenden abnehmenden Alter, in keinem Baume die sogenannten Jahre oder mehrere Zirkel ferner wachsen. Ohne Zweifel ist es wahr, daß ein gesunder und unbeschädigter Baum viele Jahrhunderte ausdauern kann. Sonst sagt man auch, daß die Zirkel oder sogenannten Jahre im Holze oder in einem Baume gegen der Mitternachtsseite enger und dichter beyeinander sind, als gegen Mittag, da sie größer und weiter von einander stehen. Die Ursache ist, weil hier die Sonne und Wärme mehr Wirkung hat, als gegen der Mitternachtsseite, da die Kälte und Nordwinde das Wachsthum oder die Vergrösserung der Jahre verhindern: doch findet man an denen, welche etwas tief in den Wäldern stehen, hierin gar keinen Unterschied.

§. 2.

Wenn man die Bäume betrachtet, so findet man, daß sie größtentheils gegen Osten oder Sonnenaufgang hängen. Es finden sich zwar einige, die zu der Zeit, da sie noch

jnnge

junge Stauden gewesen, entweder durch die andern dicht daran stehenden Stangen, oder zur Winterszeit durch den schwer darauf fallenden Schnee, theils gegen Norden, Süden oder Westen gebogen und gedrückt worden, nachgehends auch zwar so krumm eine Ecke hinauf und zum stärkern Baum gewachsen sind: jedoch aber haben sie sich mit ihren Gipfeln wieder gegen der Sonnen Aufgang gezogen. Wenn man auch einen dem Augenschein nach gerade aufgeschossenen Baum genau betrachtet, und man einen Perpendickel oben an seinem Gipfel hängen sollte: so würde sich gewiß zeigen, daß er oben gegen der Sonnenaufgang hänge. Der Grund davon ist dieser: daß, weil wir in unserm Deutschlande die meisten Winde aus Westen oder der Sonnenniedergang haben, deshalb auch die Hölzer von selbigen gegen Aufgang gezogen werden. Ja, man findet auch, daß, wenn Sturmwinde kommen, welche die Bäume umwerfen, dieselben gemeiniglich aus Westen oder Nordwesten wehen, und daß die umgeworfenen Bäume mit den Gipfeln gegen Sonnenaufgang geworfen

sind und zu liegen pflegen. Betrachtet man einen Berg voller daran herumstehenden Bäume, so wird man gewahr, daß die Bäume nicht den Berg hinunterwärts hängen, sondern fast perpendikulär, und mit dem Berge einen Winkel ausmachen. Und ob gleich diejenigen, welche vom Westwinde hart getroffen worden, sich etwas nach Osten gezogen, so hängen sie doch nicht gar den Berg hinunter. Es ist aber auch nicht die Meinung, daß alle Bäume gerade gegen Osten zu hiengen, und daß nicht auch einige, wegen ihres krummen Wuchses, anderwärts hinhängen können: sondern nur dieses ist gewiß, daß unter zwanzig Bäumen kaum einer gefunden wird, welcher sich nicht nach der Sonnenaufgang neigt. Wornach denn ein Förster sich vollkommen richten und erforschen kann, wie und wo die Situation nach den vier Hauptwinden ist. Wir werden den Nutzen von dieser Beobachtung weiter unten sehen.

Drittes Kapitel.

Vom Baum= oder Holzheber.

§. 1.

Baumheber ist ein Werkzeug, womit ein grosser Baum, Baumstamm u. dergl. mit Vortheil und ohne große Mühe auf einen Wagen gehoben und wieder von demselben abgeladen werden kann. Es bestehet gemeiniglich diese Baumhebe in einem vier Ellen langen, sieben Zoll breiten und sechs Zoll dicken, viereckig gehauenen Stück Holz, worzu das eichene oder rüsterne am besten ist. Oben hat es einen halbelligen Kopf, und unten einen Fuß von gleicher Grösse. An jeder breiten Seite ist es mit vielen Löchern durchbohrt, an der schmalen Seite quer mit einem zwey und einen halben Zoll weiten Raum eingehauen. Dazu gehören zwey eiserne, mit einer Kette zusammen gehängte Stecknägel, deren jeder mit seinem Kopf vierzehn Zoll lang ist. Diese Stecknägel

nägel werden in die Löcher der Säule so hoch gesteckt, als man es für nöthig befindet. Hierauf wird um den Baum oder Stamm, welcher aufgeladen werden soll, eine eiserne Kette gelegt, und an dem eisernen Hacken des Hebebaums fest gemacht; dieser aber wird mit den auf beyden Seiten des Hackens befindlichen Kerben auf die Nägel gelegt, und damit der Baum in die Höhe gewogen. Bey jedem Ruck wird sodann ein Nagel fortgesteckt, wodurch der Baum in kurzer Zeit und mit leichter Mühe auf den Wagen gebracht werden kann.

§. 2.

Nach Herrn Westfelds Angabe kann man auch den Hebebaum zum leichten Auf- und Abladen ganzer Bäume folgender gestalt gebrauchen. Man hänge eine starke Kette mit dem lezten Gliede der einen Seite in den Hacken des Hebels, und die zweyte Seite ziehe man unter dem Baume weg, und befestige sie an etwas, das sehr fest steht, es sey ein Pfal oder was es wolle. Man winde sie nämlich an diesem Körper, und

und stecke das fünfte oder sechste Glied vom Ende der Kette durch das, mit welchem sich die Windung anfängt. Durch das Stück des Gliedes, welches man durchgesteckt hat, stecke man nun das lezte Glied, wie einen Riegel, so darf man diesen Riegel nur wegziehen, um den Knoten aufzulösen. Wenn man die Kette auf diese Art befestigt hat, so brauche man den Hebel wie gewöhnlich. Ist der Baum hoch genug gehoben, so schiebe man den Karren oder den Hintertheil des Wagens darunter, und wiederhole die Arbeit weiter unten noch einmal, um den vordern Theil des Wagens auch darunter bringen zu können. Bey dem Abladen befestiget man die Ketten eben so, und hebt dadurch den Wagen ab und in die Höhe, und zieht darauf den Wagen weg und löst den Knoten auf, so fällt der Baum auf die Erde. Durch diesen Kunstgrif kann eine Person die größten Bäume in Wäldern, oder Bauholz, ohne Mühe auf und abladen.

Viertes Kapitel.

Von den Krankheiten, Gebrechen und Schäden der Bäume.

§. 1.

Die Bäume sind lebende Dinge, und aus sehr vielen in einander laufenden Theilen auf eine sehr künstliche Weise organisirt. Hieraus folgt nothwendig, daß sie sehr vielen Krankheiten unterworfen sind. Es giebt:

§. 2.

Krankheiten, die von der Trockne, von der Nässe oder von der Beschaffenheit des Erdbodens herkommen. Die Bäume brauchen unaufhörliche Nahrung. Fehlt ihnen diese, so schmachten sie: die Blätter welken, vertrocknen, und fallen ab. Diese Zufälle zeigen gemeiniglich an, daß sie kein Wasser haben und allzustark ausdünsten. Wenn aber die Erde, worinn ihre Wurzeln stehen, feucht genug ist, und die Triebe der Bäume schwach bleiben, wenn ihre Blätter

zu

zu bald im Herbst abfallen, wenn sie ihre Früchte verliehren, ehe diese ihre gehörige Grösse erlangt haben: alsdann hat man Ursache zu glauben: daß ein Fehler in dem Erdreich vorhanden sey. Ist das Erdreich zu mager, so kann dasselbe mit Dünger verbessert werden, den man aber nach Beschaffenheit der Erde wählen muß. Man kann z.B. allzumagere Erde, die das Wasser zu leicht durchläßt, mit starker Erde, auch wohl gar mit Thon oder Lehm vermischen, und in gar zu starke Erde Sand hinschaffen, damit die Sonnenwärme besser eindringen, die zum Saft gehörigen Theile auflösen und die Bewegung desselben befördern könne. So bekannt es ist, daß Pflanzen aus Mangel des Wassers verderben, so verursachet hingegen der allzugroße Ueberfluß desselben andere Unordnungen: die Blätter fallen von den Bäumen, ob sie schon noch grün und dick sind: die Früchte bekommen keinen Geschmack, und faulen, ehe sie noch vollkommen reif werden, und die Zufälle von dieser allzugrossen Menge des Saftes äussern sich allzeit stärker, wenn die Ausdünstung zu

stark vermindert ist: die Triebe bleiben weich und verderben im Winter, oder die Feuchtigkeiten verderben und die Pflanzen faulen, weil der Saft sich zu langsam bewegt. Dergleichen Uebel kann man durch Gräben abhelfen, welche das überflüßige Wasser abziehen, oder man kann die Mittel gebrauchen, die man insgemein empfiehlt, gar zu starke Erden leichter zu machen. Es kommen jedoch sehr viele Bäume im morastigen Erdreiche gut fort, wenn nur das Wasser nicht faul oder verdorben ist.

§. 4.

Eine andere Art von Krankheit entsteht von allzuüberflüßigem Safte, und befällt besonders die in fetter Erde stehenden Bäume, vorzüglich gepfropfte Ulmen mit grossen Blättern. Die alten Ulmen, Nußbäume und einige andere Bäume sind auch Krankheiten unterworfen, die von dem Auslaufen des Saftes herkommen. Die Ulmen verliehren ihren Saft, und unten in den Ritzen ihrer zersprungenen Rinde dringt derselbe heraus: dieser Saft hat gemeiniglich

glich einen Honiggeschmack, und ziehet die Ameisen und Bienen nach sich. Diese Krankheit dauert gemeiniglich drey oder vier Jahre, und ist fast allezeit dem damit befallenen Baume tödlich. Es giebt Auslaufungen von dem eigenen Safte der Bäume, welche man für Blutflüsse halten kann. Dieser Zufall ist ihnen aber öfters mehr nüzlich als schädlich. Man bemerkt diesen Zufall besonders an den Bäumen, die einen harzigen und gummösen Saft haben. Oefters geht aus dem Kirsch- Mandel- Pflaum- oder Pfirsischbäumen sehr viel Gummi, ohne daß man sieht, daß dieses den Bäumen schädlich sey. Eben so dringt aus den Fohrentannen flüßiges oder trokenes Harz von sich selbst, und es ist dieses Auslaufen denselben so wenig schädlich, daß man vielmehr behauptet, die Einschnitte, welche in diese Bäume gemacht würden, um das Harz daraus zu bekommen, wären denselben sehr nützlich.

§. 4.

Gleichwie die Entzündungen in den thierischen Körpern von einem Austretten

des Blutes in die Wassergefäße entstehen, also bemerkt man auch an den gummigen und harzigen Bäumen, daß der eigene Saft bisweilen in die Wassergefäße tritt, und darin Verstopfungen verursacht, wodurch der ganze Theil der Zweige oder der Bäume, so über dieser Sammlung von Gummi oder Harz befindlich ist, verdirbt. Das Mittel ist leicht, wenn das Uebel nicht sehr über Hand genommen hat. Man darf nur mit einem Gartenmesser alles von dieser Krankheit angegriffene ausschneiden, worauf gemeiniglich der Fortgang der Krankheit nachläßt. Dieses sind ungefehr die Krankheiten, die von einem Fehler der Feuchtigkeit herrühren. Es giebt andere, die den Holzkörper angreiffen.

§. 5.

Die Fäulniß dieses Theiles kann auch noch von einem Fehler der Säfte herrühren: bisweilen verursacht diese Fäulniß eine Schieferung. Aber die Wunde kann nicht heilen, so lang eine eiterähnliche Feuchtigkeit herausdringt. Kann man aber diesen Auslauf

lauf stillen, so wird die Wunde bald zuheilen.

§. 6.

Das Holz von dem Körper der Bäume ist, wie die Beine in den Thieren, hie und da Auswüchsen unterworfen, welche man als eine Beingeschwulst ansehen kann. Bisweilen findet man an großen Bäumen starke Wülste, die mit ordentlicher Rinde bedeckt sind, wie das übrige von dem Baume: wenn aber das innere davon untersucht wird, so sieht man, daß sie aus sehr hartem Holze bestehen, dessen Fibern auf eine sonderbare Art ineinander laufen. Die holzigen Auswüchse verändern die regelmäßige Richtung an den Ritzen der sie bedeckenden Rinde, und sie scheinen aus einer Entwickelung des holzigen Theiles zu entstehen, welche an dergleichen Orten stärker, als anderswo geschehen. Sie bringen aber dem Baume keinen Schaden, und das Holz davon ist gemeiniglich von guter Beschaffenheit.

§. 7.

Man sieht öfters noch eine andere Art von Auswüchsen, welche, anstatt eine Verdickung zu bilden, die man mit einem Ueberbeine vergleichen könnte, Hervorragungen machen, die so lange sind, als der Stamm, und denselben verunstalten. Vielleicht ist es die Wirkung von einem brennenden Sonnenstrahle, oder von einem starken Froste, welches die erst neuerlich gebildeten Holzlagen angegriffen, da der Baum sich bestrebt hat, diesen Schaden zu ersezen, wodurch dieses Auslaufen verursacht worden ist. Fast eben solche Hervorragungen erfolgen, wenn man mit der Spitze eines Gartenmessers Schnitte der Länge nach durch die ganze Rinde macht, die ein wenig ins Holz gehen.

§. 8.

An den Aeschen bemerkt man bisweilen eine besondere Krankheit. Die ältern Zweige und der Stamm nämlich, haben eine sehr grindige Rinde, und das Holz unter derselben scheinet voll Runzeln zu seyn, welche denen gleich sind, die auf den Beinen der mit gif-

giftigen Geschwüren behafteten Menschen angetroffen werden. Die Bäume, welche diese Krankheit an sich haben, wachsen viel langsamer, als die andern, und werden gemeiniglich sehr krumm.

§. 9.

Man sieht öfters vom Donner und auch vom Winde gestümmelte, ausgerissene oder auch gleichsam plötzlich getödete Bäume. Diese leztern sind völlig dahin. An denen aber, wo Aeste abgebrochen sind, muß man diese ganz nahe am Stamme abhauen, weil sonst das Wasser in den Stumpf, welcher ohnehin abstirbt, gehen, und hiedurch eine Fäulniß in den Stamm kommen, denselben aber auch zum Zimmerholz völlig untauglich machen würde.

§. 10.

Die starken Schlossen, besonders wenn sie mit einem sehr heftigen Nordwinde kommen, zerschlagen die Rinden und die neuen Holzlagen, und verursachen an den noch zarten Zweigen Quetschungen, die zu

einer Art von Krebs werden, an den großen Zweigen aber sich schiefern oder vertrocknen, woraus den Bäumen allemal großer Schaden entstehet. Das einzige Mittel, diesen Schaden zu vermindern, bestehet in Abnehmung der gar zu sehr beschädigten jungen Zweige, und vernünftigen Abschneidung der starken Aeste, welche am stärksten getroffen worden, damit die andern desto mehr Kräfte bekommen, und der Saft geschwind neue Lagen hervorbringe.

§. 11.

Die Krankheiten kommen auch oft von den Insecten her. Die Insecten, welche die Blätter und die Früchte der Bäume beschädigen, verursachen denenselben in denen Jahren, da sie zu häufig vorhanden sind, wirkliche Krankheiten. Diese Insecten sind sehr viele Arten von Käfern, besonders der Maykäfer, die Läuse, die Raupen, die Ameisen, die Würmer ꝛc.

§. 12.

Ausser den Insecten giebt es noch verschiedene Thiere, die den Bäumen grossen

Scha-

Schaden zufügen. Die Kaninchen umgraben die Erde an den Wurzeln, und fressen die Rinden an den Bäumen, wenn sie zur Schneezeit nichts anders finden. Die Hasen thun zu dieser Zeit wenigstens eben so vielen Schaden, als die Kaninchen. Das roth und schwarze Wildbret, und das Vieh frißt alle junge Triebe ab, wodurch die Bäume abstehen. Die Ratzen, Erdmäuse, Haselmäuse ꝛc. fressen die Früchte und bisweilen auch junge Zweige. Die Krähen versammeln sich manchmal in erstaunlicher Menge auf den großen Bäumen, und brechen durch ihre Schwere die Aeste ab, wie man denn auch behaupten will, daß ihr Koth den Bäumen schädlich sey. Der Grünspecht macht mit seinem Schnabel tiefe Löcher in die Stämme: doch greift er die hohlen Bäume eher an, als die gesunden, weil er in jenen Würmer zu finden hoffet.

Fünftes Kapitel.

Von den Merkmalen, welche anzeigen, daß ein Baum gesund und sein Holz von guter Beschaffenheit ist.

§. 1.

1. Wenn die Aeste, besonders aber vom Gipfel, recht lebhaft aussehen, obgleich die andern Aeste schmachten, und wohl gar schon abgestanden sind. Es ist allemal ein gutes Anzeigen, wenn die Aeste vom Gipfel ein lebhafteres Ansehen haben, als die weiter unten stehenden.

2. Wenn die Blätter grün, lebhaft, und von gehöriger Dicke und Grösse sind, besonders an dem Gipfel: auch nicht eher, als ganz spät, im Herbst, abfallen.

3. Wenn die Rinde hell, fein, glatt, und vom Fuße an bis an die starken Aeste, einer-

einerley Farbe hat: und wenn man auf dem Boden der Schrunden von der groben Rinde kleine Sprünge sieht, die von unten aufwärts den Holzfibern gleich laufen: ferner, wenn man auf dem Boden dieser Schrunden lebendige Rinde wahrnimmt, so kann man schliessen, daß der Baum noch wachse und vollkommen gesund sey.

4. Ist es auch ein Zeichen eines gesunden und noch im Wachsthum stehenden Baumes, wenn oben auf demselben Zweige in die Höhe stehen, die viel länger sind, als die andern. Alle Bäume, die einen runden Kopf haben, wachsen nicht sonderlich stark.

Sechstes Kapitel.

Von den Merkmalen, welche anzeigen, daß das Holz eines Baumes Fehler habe.

§. 1.

1. Wenn die Rinde von abgeschossener Farbe, krätzig, an verschiedenen Orten überzwerg von einander gesprungen ist, oder gar mit den Händen losgemacht werden kann. Man hat aber zu bemerken, daß es gewisse Sorten giebt, als von Eichen, Ulmen rc. deren Rinde von Natur dicker ist, als der andern ihre. Z. B. die Ulme mit kleinen Blättern, welche ein vortrefliches Holz hat, ist mit einer viel gröbern Rinde bedeckt, als die holländische Ulme mit grossen Blättern, deren Holz weich ist. Die Eiche, welche Früchte mit langen Stielen trägt, hat keine so unebene Rinde, als die, welche kurzstielige Eicheln trägt, und gemeiniglich ist das Holz von dieser leztern fester, als das von

der

der ersten. Wenn man nur etwas darauf Acht hat, so lernt man die Bäume, welche von Natur eine dickere und gröbere Rinde haben, von denen leicht unterscheiden, an denen die Rinde durch eine Krankheit dicker ist, als sie seyn sollte.

2. Wenn man auf der Rinde große weisse oder rothe Flecken sieht, die von oben unterwärts gehen. Aus diesen kann man hohle Löcher oder das Auslaufen des Wassers oder des Saftes schließen, welcher das Holz innerlich angesteckt hat. Diese Flecken kommen entweder von der angesteckten Rinde selbst, welche innerlich fault, oder von dem auf der Rinde wachsenden Moose oder Moosflecken. Diese Afterschmarozerpflanzen nähren sich zwar nicht vom Baumsafte: aber die äusserliche Feuchtigkeit wird von diesen Pflanzen aufgehalten, dringt in die Rinde, und steckt das darunter befindliche Holz an. Wenn nun die Rinde zu faulen anfängt, so macht die in selbiger sich aufhaltende Feuchtigkeit, daß die Moose stärker wachsen. Die verschiedenen Arten von Moosflechten verursachen auch verschiedene Farben an den

Rin-

Rinden, welche allemal einen kranken Baum andeuten. Eine schwarze Rinde, besonders unten am Fuße des Baums, giebt zu erkennen, daß das Holz Wasser einsauge. Eine rothe Rinde, besonders an der Rothbuche, zeigt, daß der Baum trocken und von der Sonne ausgedörrt seye; eine dicke und weisse Rinde von einer Eiche, die noch mehr wachsen kann, zeigt an, daß das Holz weich ist.

3. Wenn man an dem Stamme eines Baumes Faulflecken, Krebsschäden, Narben von Aesten, oder faule, zum Theil wieder überwachsene Knoten, welche Ochsenaugen heißen, oder Ausbrüche vom Safte, wahrnimmt, so kann man fast versichert seyn, daß der Baum innerlich angesteckt ist.

4. Die häufigen Geschwulsten und die holzigen Auswüchse, machen einen Baum verdächtig. Die Wulsten und strickförmigen Erhöhungen, welche der Richtung der Fibern gleich laufen, zeigen eine innerliche Eiskluft.

5. Muß man Acht haben, ob die Aeste vom Kopfe, welche man die Krone oder

den

den Hut nennt, nicht gelb, und ob nicht einige Aeste, besonders die obersten, ohne einige zufällige Ursache, schmachtend oder gar abgestanden sind. Denn dieses wäre ein untrügliches Zeichen, daß solche Bäume, welche man gekrönte Bäume nennt, einzugehen und sodann völlig zu verderben anfangen. Wenn an dem Stamm dünne und mit vielen grünen Blättern besezte Aeste stehen: so ist zu befürchten, daß an diesen Orten, oder nicht weit davon, das Holz roth und schlecht beschaffen sey.

6. Die bleiche Farbe der Blätter und das frühzeitige Abfallen derselben, zeigen einen kranken Baum an, dessen Wurzeln nicht gesund sind, oder in dem Boden nicht auslaufen können. Die Bäume, deren Wurzeln durch das wilde Wasser von der Erde allzusehr entblößt worden, sind den izt angeführten Fehlern unterworfen, und ihr Holz ist gemeiniglich von schlechter Beschaffenheit. Gemeiniglich pflegt man die Hölzer, welche man zum Fällen kaufen will, im December, Jenner und Feber zu besichtigen, meines Erachtens aber wäre es besser, sol-

ches eher und vor dem Abfallen der Blätter vorzunehmen, weil man zu dieser Zeit sicherer von der Beschaffenheit der Bäume urtheilen könne.

7. Es sollen auch die Zwieseln und Achseln der Aeste wohl untersucht werden. Denn, obwohl diese Theile von der Natur mit mehrerer Stärke versehen werden, so geschiehet es doch bisweilen, daß die Schwere des Rauhreifes oder starke Winde, die Aeste von dem Stamm losmachen und etwas von einander reissen, da sich dann das Wasser hineinsetzt und hohle Bäume macht. Daher soll man keinen Baum auszeichnen, der vom Winde von einander gerissen ist, und dessen Aeste zum Theil abgebrochen und faul sind.

8. Die Bäume, die unten aufgerissen sind, es mag dieser Fehler vom starken Froste oder vom überflüßigen Safte herkommen, sind wenigstens an diesem Orte für untauglich zu halten. Wenn diese Risse oder Spalten sich wieder überwachsen, so giebt es strickförmige Erhöhungen, die den

Fibern

Fibern gleich laufen, deren bereits vorher Erwähnung geschehen ist.

9. Es giebt verschiedene Arten von Würmern, welche die stehenden Bäume beschädigen. Diese fallen nicht leicht in die Augen, weil die Löcher, die sie in die Rinde machen, kleiner sind und sich öfters wieder verwachsen: aber die Grünspechte wissen selbige mit ihren Schnäbeln gar wohl zu finden. Deswegen hat man die Bäume, an denen die Grünspechte arbeiten, für verdächtig zu halten, oder wenigstens kann man versichert seyn, daß das Holz an denselben allzuweich ist.

10. Der obere Theil von den krummen Bäumen hat vieles auszustehen, wenn sich der Rauhreif an diese Bäume legt. Man soll demnach diesen Theil des Baums sehr sorgfältig untersuchen, als welcher fast allezeit mit dickem Moose besetzt ist, so die Fehler verdeckt und eine Feuchtigkeit daselbst unterhält, die das Holz an diesem Orte weicher macht, als es sonst am Baume ist.

11. Die vom Donner getroffenen Bäume haben gemeiniglich viele Risse, die das Holz untauglich machen. Man behauptet auch, daß die vom Froste getödeten Bäume geschwinde faulen.

12. Wenn man versichert seyn will, ob einige der erzehlten Fehler beträchtlich sind, so muß man den Baum anbohren, oder mit einem Meißel untersuchen. Man pflegt auch wohl an die Bäume zu schlagen, um aus dem Laute, den sie von sich geben, zu urtheilen, ob sie gut oder anbrüchig sind. Klingt der Baum hohl, so schlägt man denselben aus: lautet er aber hell, so hält man denselben für gesund. Es ist aber dieses nicht sicher: denn wenn der Fehler im Kerne eines starken Baums ist, so leidet der Schall keine Veränderung. Uebrigens läßt sich auch zu der Zeit, da der Baum im vollen Safte ist, fast gar nicht beurtheilen, ob der Baum kernschälig, kernrissig, eisklüftig rc. ist, weil diese Fehler alsdann den Schall nicht merklich verändern.

§. 2.

Es sind indessen dergleichen ausgeworfene Bäume nicht ganz und gar unnütz, indem die Holzhändler solche doch anzubringen wissen. Die Bäume z. B. welche eingehen pflegen, taugen öfters sehr gut zu Tischlerarbeit in den Gebäuden. Ein Baum, welcher an einigen Orten ganz verfault ist, kann doch an andern noch gute Klötze geben, die zu Faßtafeln ꝛc. gespaltet werden: und was gar nicht zu gebrauchen ist, giebt doch Holz zu Einfeuerungen.

Siebentes Kapitel.

Von dem Saamen.

§. 1.

Der Baumsaame ist ohne eine weitläuftige physikalische Beschreibung einem jeden als der Ursprung bekannt, aus welchem Bäume von gleicher Art erzeugt und fortgepflanzt werden. Die Figur und Gestalt eines jeden Baumsaamens, und wie er er-

zeugt werde, findet man bey jeder Art der Bäume beschrieben. Hier will ich nur drey Punkte berühren: welche die Eigenschaften eines guten Saamens seyen, und wie man denselben einsammeln müsse. Hernach, welches die beste Zeit des Säens ist; und endlich einige allgemeine Regeln, die man bey dem Aussäen zu beobachten hat.

§. 2.

Will man Oerter mit Holz in Bestand setzen, so muß man tüchtigen Saamen anzuschaffen suchen, als ohne welchen das Holzpflanzen schlecht von statten geht. Hier werden aber gemeiniglich große Fehler begangen. Bey den meisten Gattungen des Saamens ist es sehr schwer zu erkennen, ob derselbe gut sey oder nicht. Denn ob gleich die Bäume im ganzen Pflanzenreich die größten Gewächse sind, so ist doch ihr Saame meistentheils viel kleiner, als der übrigen Pflanzen, z. B. der Birken, Erlen, Lindensaame ꝛc. ja bey einigen Bäumen ist der Saame so klein, daß er fast unsichtbar ist, und daß man bis daher bey einigen solcher

Bäu-

Bäume gezweifelt hat, ob sie Saamen haben oder nicht. Dahin gehören die Aespe, Sahlweide, gemeine Weide und Pappel. Aus Mangel dieser Kenntniß geschieht es oft, daß man tauben Saamen für eine gute Gattung aussäet, welcher unfruchtbar ist, und in der Erde, ohne aufzugehen, verfaulet: da indessen der Wind ganz andere Arten, ohne Zuthun der Kunst, an solche Orte treibt, und welche alsdann in gutem Anwachs kommen. So sind für ausgesäeten Tannensaamen Birken, für Birken Fichten, Aespen, Sahlweiden und andere Arten aufgegangen. Woraus einige den falschen Schluß gemacht, der Saame habe sich verändert oder die Natur liebe die Veränderung, und wolle nicht mehr diese oder jene Gattung, sondern eine andere annehmen. Da mit solchen Fehlern viel Zeitverlust und Kosten verknüpfet sind: so ist es der Mühe werth, zu zeigen, wann und wie der Saame zu sammeln, und wie er etliche Jahre gut aufzuhalten sey.

§. 3.

Will man Saamen von Bäumen sammeln, so wähle man diejenigen vor andern, welche die Sonne treffen kann, denn ohne Sonnenschein kann keine Art von Früchten zur gehörigen Reife kommen, obgleich die eine mehr, die andere weniger erfordert. In gar zu dick stehendem Holze wird also der Saame nicht so gut, nicht so häufig gerathen, als wo die Bäume einzeln und ziemlich weit auseinander stehen, weil diese mehr Sonnenschein haben. Die äussersten Bäume an geschlossenen Oertern, welche auf der Sonnenseite stehen, haben aus angeführter Ursache ebenfalls guten Saamen. Traublichte, struppige Bäume, von nicht gar zu hohem Alter, haben gemeiniglich den meisten Saamen, und ist solcher am leichtesten zu erlangen. Ein Zeichen, daß der Saame reif sey, ist dieses, wenn er durch ein leichtes Schütteln oder Klopfen der Aeste abfällt: als an Eichen, Rothbuchen, Aespen, Ahorn ꝛc. Sitzt er noch fest, so ist er noch nicht reif, und von solchem mit Gewalt abgebrochenem und geschlagenen Samen ist kein

guter

guter Ausschlag zu erwarten, sondern was aufgeht, hat keinen Bestand, oder kommt doch in kein frisches Wachsthum. Die Zeit, wenn ungefehr der Saame von jeder Gattung zur Reife kommt, kann man bey der Beschreibung jedes Baumes finden. Auf Bäumen, die an der Sommerseite oder gegen Mittag stehen, reift der Saame eher, als auf der Winter- oder Mitternachtseite. Ja, es wird sogar auf einem und eben demselben Baume der Saame auf den mittägigen Aesten eher reif, als auf den mitternächtlichen. Verfährt man nun in Untersuchungen der Reife unvorsichtig, und schließt von dem auf der mittägigen Seite auf die Reife aller Saamen, so bekömmt man oft den größten Theil unreifes und unnützes Nichts. Der Saame nun, welcher auf Zapfen sitzt, reift zwar noch etwas nach, doch hat man sich darauf nicht sicher zu verlassen. Durch Abschütteln und Klopfen an die Aeste geht man bey den größten Sorten am sichersten: dagegen fällt es bey einigen kleinen Sorten gar beschwerlich, und bey andern, als Kiefern, Lerchen ꝛc. welche sehr

langsam nach und nach ausfliegen, ist es fast unmöglich, eine Menge zu erhalten. Bey Eicheln und Buchecker aber geht es am leichtesten her. Doch muß man warten, bis erst etwas von selbst ausgefallen ist, weil der erst fallende Saame mehrentheils vom Ungeziefer oder Mehlthau beschädigt, der lezte gemeiniglich durch Frost verdorben, der mittelste hingegen allezeit der beste ist. Bey dem Einsammeln muß man nach Möglichkeit trockene Witterung beobachten.

§. 4.

Der Saame muß in seiner Art großkörnig und derb, rein, nicht grindig und fleckig seyn, auch seine natürliche Farbe haben. Die beste Probe seiner Güte ist diese: man nimmt ein kleines Maas voll Saamen, z. B. den achten, sechzehnten oder dreyßigsten Theil einer Meze, nachdem der Saame groß oder klein an Korn oder Flügeln ist: man säet solchen dick in einem Kasten mit guter Baumerde, sprenget Wasser darauf und sezt ihn an einen mäßig warmen Ort, so kommt der Saame in wenig Tagen auf: und alsdann

zählet man die Keime. Hieraus kann man nun mit Gewißheit schliessen, ob der Saame gut sey, und wie viel aus einem Scheffel aufgehen werde. Je frischer und frecher die Keime sind, desto besser ist der Saame. Diese Probe muß man alle Jahre, und zwar einen oder etliche Monate zuvor, anstellen, ehe man die Aussaat verrichten will. Denn es ist zu wissen, daß der beste Saame verderben kann, ohne daß man aus dem äusserlichen Ansehen dessen Unfruchtbarkeit zu entdecken vermögend ist.

Doch giebt es einigen Saamen, der auf keine Art zu probiren ist, weil eine gar lange Zeit nöthig ist, ehe er aufkömmt. Dahin gehört der von Hainbuchen, Linden, Erlen und Aeschen: wie auch fast von sämmtlichen Staudengewächsen und Steinobste. Hingegen keimen die Eicheln, Rothbuchen, Ahorn, Lehnen, Tannen, Fichten u. s. w. in etlichen Tagen auf. Dieser Ursache wegen ist es nöthig, daß man vorzüglich den Saamen, welcher schwer aufgeht, selbst sammelt und aufbewahrt, so ist

man

man versichert, daß er nicht zu alt und verlegen, noch durch andere Ursachen verdorben sey. Aller Saame, der in Zapfen ist, muß bey gar mäßiger Wärme, mit einer leichten Schaufel, gelinde ausgeklopft werden, welches am besten in warmen Stuben, auf weit geflochtenen Hürden geschieht, durch die der Saame fallen kann. Läßt man ihn zu lange in seinen Zapfen und Behältnissen: so werden meistens Würmer darinn erzeugt, die den Saamen verzehren. Ist auch die Einsammlung nicht bey sehr trockenem Wetter geschehen, so wird er leicht schimmlicht und multerigen Geruchs, welches ein Zeichen ist, daß er entweder ganz verdorben oder wenigstens sehr an seiner Güte gelitten hat. Bey einigen in festen und zähen Zapfen oder Aepfel sitzenden Gattungen, ereignen sich wenige Schwierigkeiten, wenn man eine große Menge ausmachen will. Dahin gehören die Kiefern und Lerchen. Man muß solche mit einem breiten und sehr scharfen Meißel nach der Länge übers Kreuz in vier gleiche Theile spalten, und die vier Theile von den schwächern und weichern,

chern, dergleichen die Lerchenäpfel sind, zusammen drehen: so fällt der Saame heraus. Von den stärkern und härtern muß man den Saamen durch Aufbrechen der schuppigen Behältniße mit den Fingern bringen, welches leztere besonders beschwerlich ist und langsam zugeht.

§. 5.

Aller Saame muß auf Böden oder in Kammern, die mit Dielen oder Brettern belegt sind, nicht dicht aufeinander geschüttet, sondern etwa einen halben Fuß hoch auseinander gezogen werden, damit er sich nicht erhitze. Solche Behältnisse müssen nicht feucht, auch nicht der Sonnenhitze zu sehr ausgesetzt seyn, wodurch in kurzem die wesentliche Feuchtigkeit verzehret und der Saame unfruchtbar gemacht wird. Dieser Fehler ist vor allen am schweresten zu erkennen. Der Saame behält dabey ein vollkommen gutes, äusserliches Ansehen, und ist dessen Unfruchtbarkeit auf keine andere Art, als durch die vorangeführte Probe zu entdecken. Eicheln, Nüsse, Kastanien, Buchecker ꝛc.

werden

werden am besten noch im Herbste, da sie abgefallen sind, in die Erde gebracht: denn es ist sehr schwer, solche in ihrer Güte zu erhalten. So bald der Kern scharf am Geschmacke und krallicht wird, welches kaum zu hindern ist: so ist der Saame verdorben. Will man diese Gattungen ja bis zum künftigen Frühlinge aufheben, so muß man sie im trockenen Sande in breite und eine gute Querhand tiefe hölzerne Kästen setzen, und in einem Keller verwahren, der nicht feucht und dumpfig ist, in dem nächsten Frühlinge aber in die Erde bringen. Auf Gyps, oder mit Steinen belegten Böden, muß kein Saame gelegt werden, denn so oft nach kaltem trockenem Wetter die Luft warm und feucht wird, bemerkt man, daß der Gyps und die Steine zu schwitzen anfangen, so, daß man oft große Tropfen gewahr wird, wodurch aller Saame bald verdirbt. Man hat aber große Ursache, sich in hinlänglichen Vorrath zu setzen, wenn der Baumsaame gut geräth, weil man dessen durch gar viele, nicht abzuwendende Zufälle beraubt werden kann. Zur Zeit der Blüthe, und kurz

her,

hernach, ehe das Korn zu einiger Härte gelanget, wird er leicht durch Nachtfröste, grosse Hitze und Dürre, Mehlthau und Ungeziefer verdorben. Ehe der Saame noch zur Reife kommt, wird er durch allerley Arten von Vögeln, durch Eichhörner und Mäuse ausgesucht und verzehret. Vor andern sind die Kreutzvögel dem Tannen- und Fichtensaamen sehr gefährlich. Sobald die Tannen und Fichten anfangen, viele Zapfen zu bekommen: so finden sich diese Vögel so häufig in den Wäldern ein, daß man kaum begreifen kann, wo sie in so grosser Anzahl herkommen, da man kurz vorher kaum einige wenige verspüret hat. Diese fressen nicht allein den noch unreifen Saamen aus, sondern brechen auch die Zapfen in großer Menge ab. Der schon in Verwahrung gebrachte Saame ist nicht weniger dem Mäusefraß, als der Beschädigung der Gewürme unterworfen. Die ersten müssen durch Gift, Fallen und Katzen getilget, die letztern aber durch Umschaufeln abgehalten werden, wie bey dem Korn bekannt ist. Doch muß dieses mit weit mehr Behutsamkeit und gar sanfte

gesche-

geschehen, damit er nicht gequetschet, oder die Hülsen, ja auch nicht einmal die Flügel, beschädiget werden. Es ist demnach eine schlechte Verordnung, alles Vogelstellen zu verbieten, und der Vorwand nicht hinlänglich, daß einige Haselhühner, oder andere rare Vögel, die man für die Landsherren zu hägen pfleget, mit unter möchten gefangen werden.

§. 6.

Die Zeit des Säens ist im Herbste, Winter, und in der ersten Hälfte des Frühlings. Das Säen im Herbste pflegt bey den meisten Holzgattungen in Ansehung der Witterung am leichtesten zu gerathen. Die Winterfeuchtigkeit weichet den Saamen, daß er unter dem Schnee aufkeimet, und schon die ersten Wurzeln von sich treibt. Sodann kann er sich im nächsten Frühlinge, ehe noch heiße und trockene Witterung, die dem aufgehenden Saamen gefährlich ist, einfällt, hinlänglich bewurzeln. Gewöhnliche Winterkälte schadet ihm nichts: nur allein sehr heftiger Frost ohne Schnee kann ihm

ihm Schaden. Und der Frost wird um so gefährlicher, wenn die Sonne nach harten Nachtfrösten den vom Schnee entblößten Boden in den Vormittagsstunden bescheint, welches sich im Frühlinge öfters ereignet. Sehr nasse Witterung, auf welche unmittelbar ein heftiger Frost ohne Schnee folgt, ist allen Arten von Saamen am verderblichsten, besonders wenn im Frühlinge ein warmer Sonnenschein ist, und des Nachts ein solcher Frost verschiedenemal darauf folgt. Hierdurch wird der bereits aufkeimende Saame mit den zarten Wurzeln aus der Erde gezogen, wodurch er verdorret: welches vorzüglich von der kleinen Saat, die sich nicht etliche Zoll tief in die Erde hineinbringen lässet, gilt. Dieses sind die Unbequemlichkeiten, welchen, in Ansehung der Witterung, das Säen im Herbste unterworfen ist. Ausserdem leidet der meiste Saame noch in den Wintern, da es viele Mäuse giebt, Gefahr. Das Säen im Winter ist eben den Zufällen unterworfen, als das Säen im Herbste, wozu noch kommt, daß entweder die Erde vom Frost steinhart, oder mit Schnee bedeckt, oder bey

gelindem und schönen Wetter so voll Wasser, morastig und kleberig ist, daß mit Säen nichts auszurichten steht. Der Frühling ist für einen guten Erfolg darum mißlich, weil gar bald trockene und heiße Witterung einzufallen pflegt, welche die noch gar zu schwach bewurzelten zarten Loden in wenigen Tagen verdirbt. Fallen ziemlich starke Nachtfröste ein, so wird die Erde dadurch auseinander getrieben, aufgeblähet, und der aufgehende Saame mit aufgehoben. Thauet es mit einem Regen auf, so setzen sich die zarten Wurzeln mit der Erde wieder fest. Folgen aber, wie gemeiniglich zu geschehen pflegt, viele helle Täge mit Sonnenschein und kalten Nächten hintereinander: so fällt die locker gewordene Erde, so bald sie abtrocknet, von den Wurzeln ab, und die zarten Loden vertrocknen. Bey dem kleinen Saamen, welchen man nicht unter die Erde bringen, sondern nur höchstens mit einem rauhen Busche oder einer Hacke etwas unterziehen kann, am meisten bey den Tannen und Fichten, ist dieses die gewöhnlichste Ursache eines unglücklichen Erfolges. Je dürrer und höher der

Boden ist, desto mehr ist dieses zu befürchten. Nur allein bey grösserm Saamen, welchen man, wie Erbsen und Bohnen, einige Zoll tief in gute Erde stecket, als Eicheln, Kastanien und dergleichen mehr, ist das Säen im Frühlinge vorzüglich gut. Alle drey Jahrszeiten haben demnach ihre Zufälle, die einen Mißwachs, wie bey dem Acker- und Garten, also auch bey dem Waldbau verursachen. Die Natur scheint aber selbst den Herbst als die bequemste Zeit anzuzeigen: alsdann fällt der reife Saame ab, und wenn dieser nicht durch unverständigen Forstbetrieb gehindert wird: gehet der daraus erfolgende Anwuchs allem, was durch menschliche Hand veranlaßet worden, vor. Viel seltener schlägt er durch natürlich widrige Zufälle fehl, wenn man nur keine Hindernisse in den Weg leget, sondern selbige vielmehr aus dem Wege räumet, auch der Natur in einigen Fällen zu Hülfe kommt.

§. 6.

Endlich füge ich noch einige Regeln hinzu, welche bey Aussäung des Saamens in Acht genommen werden müssen:

I. Man besäe die abgetriebenen Oerter, wo es nöthig ist, ohne Zeitverlust, ehe Gras und Kraut über Hand nehmen, auch das etwa umher stehende Holz, oder die hin und wieder aufwachsenden Stammloden sich so ausbreiten, daß das Wachsthum der jungen Saamenloden dadurch gehindert wird. Wenn es demnach gewiß ist, daß kein Anwuchs, oder nur gar zu schlechter, zu hoffen sey, und der gehörige Saame vorräthig, oder in demselben Jahre gewiß zu erwarten steht: so säume man nicht, die nöthigen Veranstaltungen ohne fernerm Aufschub vorzukehren.

II. Man gebe sich keine unnöthige, ja schädliche Mühe, mit Einweichung des Saamens in Mistpfüzen, Milch, oder wohl gar in andere, mit vielen Kosten zusammengeschmierten Beitzen, man mag ihnen noch so prächtige Namen beylegen, als man will. Wenn es auf das beste geräth, so verwelken die schnell aufschießenden, aber weichlichen Loden bey der ersten rauhen Witterung. Die allzufette, allzufruchtbare Materie erfüllt nämlich den markichten Theil der Saamen,

menkörner, treibt die Lode zur Unzeit und viel zu schnell hervor, welche daher zu saftig, zu krautartig und zu weich wird, und die gehörige Festigkeit und Dauer nicht bekommt. Nachdem diese Materie bey der ersten, dürren, heissen und rauhen Witterung in kurzer Zeit verzehret worden, so ist die Folge des Nahrungssaftes aus dem viel mageren Boden, dergleichen oft in den Förster vorfällt, nicht da, und die Loden verwelken bey erster Dürre, Hitze oder Kälte. Bey etwas anhaltender Nässe, wenn zumal das umher stehende Kraut und Gras überhand nimmt, verfaulen sie eher, als andere Loden von eben derselben Art Holzes, wovon der Saame ohne Zubereitung in die Erde gebracht worden ist. Etwas harten Frost können sie noch weniger vertragen. Will man ja in dieser Sache etwas versuchen, so stelle man in Wäldern und Gebirgen auf kleinen umzäunten Plätzen die Probe an, ehe man ins Große geht. Man hüte sich dabey vor solchen Zubereitungen des Bodens und andern Veranstaltungen, die im Großen nicht bewerkstelliget werden können. Man mache

daher keinen Schluß von einer Probe, welche im Hause hinter dem Ofen, in einem Garten oder Lustwäldchen angestellt ist, auf den großen Bau in wilden Wäldern und rauhen Gebirgen.

III. Man hüte sich, auf einem verwilderten, von rauher Witterung und Sonnenhitze ausgezehrten Boden, welcher an dem grindigen Moose, niedrigen Heidekraut, auch dem schlechten Ansehen anderer daselbst befindlichen Gewächse leicht zu erkennen ist, oder auch in sehr rauhen, vom Holz entblößten Gegenden solchen Baumsaamen zu säen, der auf magern Boden nicht wohl fortkommen will. Dahin gehören Eichen, Rüstern, Aeschen 2c. Man muß an solchen Orten Rothtannen oder solches Nadelholz säen, das dergleichen Boden und Witterung vertragen kann. Oder wenn die Absicht auf laubtragendes Holz geht, so muß man den Anfang mit Birken, Quitschebeerbäumen und dergl. machen, das auf schlechten Boden wächset und von keiner Witterung leicht beschädiget wird.

IV. Gro-

IV. Grobe Saamen, als Eicheln, Rothbuchen, Kastanien, Nüsse 2c. müssen wie die Bohnen und Erbsen gesteckt werden, dergestalt, daß sie nur höchstens ein und einen halben bis zwey Zoll mit dem spitzigen Theile, aus welchem die Wurzel hervorbricht, und der deswegen unten gelegt werden muß, in die Erde kommen. Es darf diese Art von Baumsaamen so tief nicht gelegt werden, als die Gartenfrüchte, weil diese in etlichen Wochen, wenn sie gleich zwey bis drey Zoll tief in die Erde kommen, herauswachsen: Dahingegen der Baumsaame etliche Monate Zeit erfordert, ehe er so hoch durch die Erde dringen kann. Folglich würden die vom Baumsaamen herausbrechende Keime unter der Erde verfaulen, ehe sie über die Erde hervorwachsen könnten. Es pflegen zwar einige diese Arten von Saamen, wie alle übrige, nur blos auf die Erde zu streuen, welcher aber sodann von Vögeln, Mäusen, Eichhörnern und Ungeziefer meistens verzehret wird; auch, wenn im Vorsommer mehrere trockene und heiße Täge einfallen, mehrentheils an solchen Oertern verdorret, wo

wenig oder gar kein Schatten ist. Zwar geben einige vor, daß von Natur die besten Stämme auf diese Art anwüchsen, welches auch allerdings oft seine Richtigkeit hat: man muß aber bedenken, daß die Natur vielen Saamen im großen Uebermaß zur Nahrung der Thiere und Vögel hervorbringt, dergestalt, daß viel tausendmal mehr abfällt, als der Boden annehmen kann: welche Freigebigkeit beym Cultiviren der Förste nicht nachzuahmen ist.

V. Kleinere Arten von Saamen müssen auf solche Art nicht in die Erden gelegt werden. Man streuet sie auf den Boden, und bringt sie mit einem Rechen, oder wenn gepflügt worden, mit einer leichten Egge unter, so, daß der Saame ungefehr einen drittels oder einen viertels Zoll tief in die Erde kommt: wie wohl sich dieses so genau nicht bewirken läßt. Noch besser ist es, wenn man einen rauhen Dornbusch oder andern Busch über das besäete Land herzieht. Warum es mislich ist, solchen blos auf die Erde zu streuen, wie einige zu thun pflegen, ist bereits in der ersten Regel gezeiget worden,

den, indem die kleinen Sorten von Saamen durch die Vögel, unter welchen die Finken am schlimmsten sind, und in unzähliger Menge auf solche Orte fallen, verzehret werden. Es wird auch durch das Unterhacken und Unteregen verhütet, daß die zarten Loden nicht so gar leicht durch die im Frühling einfallenden Nachtfröste aus der Erde gehoben, noch auch von Winden verjaget werden. Zwar verursacht es aber mehr Mühe und Kosten: allein man hat dagegen nicht nöthig, so oft nachzusäen, als wenn man nur blos den Saamen auf den zubereiteten Boden wirft. Doch giebt es Fälle, wo es unmöglich ist, den Boden umzuarbeiten, als: an steilen, steinigten Anhängen der Berge. An diese muß man den Saamen auf gerademohl hinwerfen.

VI. Unter dem Nadelholz streue man Fichten und Tannensaamen auf mosiges Erdreich, wo er am besten fortkömmt. Die Frühjahrsfröste heben ihn nicht aus, und langes, dickstehendes Gras wächst bey dem Moose nicht, welches die beyden schädlichen und gewöhnlichsten Zufälle sind, welche die jun-

jungen Tannen und Fichten in den ersten Jahren verderben. Zwar ist gar zu hohes Moos auch dem jungen Nadelholz schädlich, welches aber nur in geschlossenen Orten steht, selten in abgetriebenen, oder wo nur einzelnes Holz befindlich ist: es müßte denn der Boden gar feucht und brüchig seyn, der aber gutes Tannen- und Fichtenholz zu ziehen, nicht tauget.

VII. Ganz brüchige Oerter müssen für die Ellern ausersehen werden. Sind aber solche Brüche einen großen Theil des Jahres mit Wasser ganz überschwemmt, so kommt der darauf gestreute Saame schwerlich auf, er wird wasserhart, d. i. vom Wasser ausgezehret, und verfault endlich. Man muß demnach den Ellernsaamen nur auf solche Plätze streuen, die etwas erhabner sind. Dem übrigen Theil des Bruches muß mit Schnitt- und Setzlingen geholfen werden. Sahlweiden und Weiden kommen auch in Brüchen gut fort, wenn sie nicht oft gar zu lange anhaltenden Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Sind nasse und brüchige Oerter

ter sandig, so schlägt der Weidensaame gar leicht an, desgleichen auch Birken.

VIII. Wo gesäet ist, da muß man Vögel und Wildprett fleißig wegschießen. Die erstern sind allen Arten von Gesäme schädlich. Die letztern, besonders das schwarze Wildbret, dem groben Saamen, als Eicheln, Rothbuchen, Nüssen, Kastanien ꝛc. die zarten, aus der Erde hervorkommenden Keime werden auch gerne von den Vögeln ausgezogen.

IX. Wo hin und wieder in dem nächstfolgenden Sommer, oder wenn es schwer aufgehender Saame ist, nach Ablauf von ein bis zwey Jahren sich leere Plätze befinden, auf welchen sich kein Anwuchs zeigt, da muß ohne Zeitverlust nachgesäet werden, ehe die Verangerung folget, auch damit der Ort in gleichen Anwuchs komme: denn es ist nichts verdrüßlicher, als wenn sehr schwaches und starkes, alt und junges, noch nicht haubares Holz, platzweise untereinander steht. Man weiß oft nicht, ob oder wozu man einen solchen Ort anhauen soll. Auch bey

diesem Nachsäen ist die Vorsicht nöthig, daß zuvor eine genaue Untersuchung angestellet werde, ob noch Loden hervorkommen. Es geschieht nicht selten, daß der eingestreute Saame verdirbt, oder vielleicht vorher nichts getaugt hat, durch den Wind aber guter Saame von geflügelten Sorten, als Birken, Ahorn, Lehnen, Aeschen oder allerley nadeltragenden Holze, aus den in der Nähe befindlichen Oertern, oder auch nur von einzeln stehenden Bäumen in die besäeten Oerter gejagt wird, welcher dann, wenn er sich zu den ausgesäeten Gattungen schicket, da er bereits aufgekeimet ist, durch unvorsichtiges Nachsehen zum Schaden des Forstes verdorben wird.

X. Man hüte sich, den Saamen weder zu dicht noch zu dünne zu säen oder zu legen. Geschieht das erstere, so hindert eine Lode die andere in der Folge der Zeit am Wachsthum. Man kann die überflüßigen auch nicht gar wohl ausheben, weil die Wurzeln sich bald in einander verschlingen, und ohne Schaden dessen, was stehen bleiben soll, nicht wohl auseinander gerissen werden können.

Zu

Zu dicht stehendes Holz, wenn auch eines das andere nicht verdirbt, wird niemals stark, sondern unverhältnißmäßig hoch gegen die Stärke. Solch gar zu hohes und schwaches Holz ist von keinem Nutzen, und der Beschädigung durch Wind und Schnee gar zu sehr unterworfen. Wird hingegen der Saame gar zu dünn und sparsam gelegt, so werden die Loden struppig und ästig. Doch ist es allezeit besser, zu enge, als zu weit auseinander gesäet. Man kann leichter von dem zu dick stehenden Loden etwas wegnehmen, als zwischen zu dünn stehenden mehrere anbringen. Zu dem muß man bei dem Säen allezeit in Erwägung ziehen, daß der wenigste Theil aufkomme. Es erfordert aber auch ein Holz mehr Raum, als das andere: Eichen und Rothbuchen z. B. weit mehr, als Birken, Tannen, Fichten. Ein Boden verträgt auch dichter stehendes Holz eher, als der andere. Ein mäßiger Einhang von gutem Boden, nach der Grundfläche genommen, mehr, als der ebene. Von Holz, das sich weit ausbreitet, als Eichen und Rothbuchen, können auf einen Fuß

ins

ins Gevierte drey bis vier, von andern sechs, acht, bis zehn Körner gelegt werden.

XI. Aller Saame, der wegen Härte lange Zeit erfordert, ehe der Kern erweichet und die Schaale auseinander treibt, und also in einen Keim ausbricht, muß im Herbste ausgesäet werden, damit er im Frühlinge bei Zeiten sich bewurzeln könne. Wird solcher Saame im Frühlinge ausgestreuet, so verdorret er in seiner eigenen sehr harten Schaale, weil die oft einfallenden heißen und trocknen Tage die erweichende Feuchtigkeit wieder auszehren: und wenn er aufkeimet, so verwelket er durch die darauf folgende Hitze und Dürre, ehe der Keim hinlängliche Wurzeln fassen kann. Nicht selten übereilt der Frost im Herbste die noch krautartige zarte Lode, deren Stängel noch nicht Holz geworden ist, wodurch sie gemeiniglich Schaden leidet. Gar selten kommt so ein gemäßigtes Jahr, da dergleichen Saame, wenn er im Frühlinge gesäet wird, anschlägt. Eben dieses ist von Linden, Aeschen,

schen, Ellernsaamen und dergleichen zu bemerken.

Ueberhaupt ist noch anzumerken, daß aller Saame, von welchem die Loden weich sind, und durch rauhe Witterung leicht Schaden nehmen, besser in eben derselben, oder in einer ähnlichen Gegend gesammelt werde, wo selbiger ausgesäet werden soll. So kommen die im Lande gesammelten Eichen in etwas rauhen Gebirgen nicht so gut fort, als die, welche in Gebirgen gewachsen sind. Und ob es zwar bey andern Saamen nicht so gar merklich ist, als bey den Eicheln: so ist es doch nach der Erfahrung unläugbar, daß die Loden in einer rauhen Gegend von solchem Saamen, der in einer gelindern Gegend und auf mildern Boden gewachsen ist, leichter Anstoß leiden.

Achtes Kapitel.

Von dem Baumsaft.

§. 1.

Dessen innere Beschaffenheit ist beym ersten Eintritt in die Wurzel, im untern, im obern Stamm, in den Aesten, in den Knospen, Früchten, Blüthen und Blättern, ferner im festen Holze und in der Rinde, gar sehr unterschieden. Die Erfahrung lehret, daß derselbe sich zu allen Zeiten am häufigsten in der Rinde, und besonders zwischen derselben in dem festen Holze aufhalte. Auch ist leicht zu erachten, daß die Behältniße in der Wurzel allezeit stärker mit Saft angefüllet sind, als die in den übrigen Theilen des Baumes. Sonst ist aber der Saft zu allen Zeiten nicht gleich vorräthig in den Bäumen. Es ist bekannt, daß derselbe im Frühlinge, um die Zeit, da ein Baum auszuschlagen anfängt, am allerhäufigsten in demselben vorhanden sey. Man

kann

kann einen überzeugenden Versuch davon bey Bäumen machen, die, ihrer Art nach, vor andern saftreich sind. Man darf nur um die bemerkte Frühlingszeit z. B. einen Weinstock, Birken oder Hainbuchenbaum abschneiden, oder auch nur ihre Rinde aufritzen, so wird man gleichsam kleine Ströme von Saft herausdringen sehen. Dieser Ueberfluß verliert sich aber merklich, so bald ein Baum seine völligen Blätter gewonnen hat: kommt jedoch noch einmal um Johannistag, wiewohl nicht so stark, als im Frühlinge, wieder, und verliehrt sich allgemach, gegen den Herbst zu, dergestalt, daß derselbe um die Zeit, da ein Baum seiner Blätter beraubt wird, und ferner im Winter, fast gänzlich entwichen zu seyn scheint.

§. 2.

Um den Saft aus den Bäumen zu bekommen, bohre man ein Loch in den Baum: man bohre es schräg, so, daß die Spitze des Bohrers hinten allezeit ein wenig höher, als die vorderste Oefnung ist, oder man bohre nicht horizontal, sondern ab-

schüßig, damit der Saft desto besser abfließen könne: man bohre nicht auf ein paar Zoll hinein, sondern, nach Befinden des Baums, und um vielen Saft zu haben, sogar durch das Mark, und kehre nur, bis auf ein paar Zoll von der gegenseitigen Rinde oder Borke, wieder: man bohre von der Mittagsseite, und in der Mittagszeit selbst, weil alsdann der Saft wegen der stärkern Sonnenhitze in mehrerer Bewegung ist, mithin lieber fließt. Man bohre nahe an der Wurzel, unten am Stamme, damit der Stamm selbst zu einem etwa künftigen Gebrauche nicht ungeschickt gemacht werde, und man auch den Saft, vermittelst einer kleinen Röhre, desto bequemer auffangen könne. Die Art und die Beschaffenheit der Röhre hängt zwar von unserer Willkühr ab, und eine jede Einbildung wird lebhaft genug seyn, sich eine zu erfinden. Durch eine weite Federpose aber kann gleichwohl Saft abfließen. Man steckt sie nur in das Loch, und klebt umher ein wenig Wachs, damit der Saft nicht nebenher, sondern durch die Röhre, in die untergesetzte Flasche laufe.

§. 3.

§. 2.

Nicht alle Bäume geben zu einer und allezeit eine gleiche Menge Saft. So soll z. B. der Feigenbaum das ganze Jahr fliessen. Die Aesche aber will nur erst in der Mitte des Märzens, und der Nußbaum am Ende desselben Monats recht bluten. In Absicht aller Bäume schränken die englischen Transactionen dieses Bohren auf die Zeit vom Ende des Januars bis in die Mitte des May ein. Im Herbste bluten die Bäume eigentlich nicht, und im Frühlinge nur einen Monat lang, bald viel, bald wenig, nachdem die Witterung feucht oder sehr trocken ist.

§. 4.

Dieser Saft ist, so wie alle dergleichen flüßige Körper, dem Verderben und der Fäulniß unterworfen: mithin müßte man eben im Frühlinge krank werden, wenn man einigen Nutzen davon hoffen wollte. Dieses würde diese Medicin unerheblicher machen, so weit ihren Vorzügen eine merkliche Vortreflichkeit zuwächset, wenn sie von der Fäulniß bewahret, und folglich zu allen Jahrs-

zeiten angewandt werden könnte. Dieses nun kann vermittelst einer Gährung geschehen, und zwar auf folgende Art: Der nach und nach aufgefangene Saft wird in gläsernen Flaschen an die Sonne gesetzt, so lange, bis man für diesesmal keinen mehr sammeln will: alsdann wirft man ein Stück aus reinem Weizen, ohne Zusatz gebackenen Brodes hinein. Hierauf fängt der Saft an aufzugehen und zu gähren. Alsdann nimmt man das Brod heraus, faßt den Trank in gläserne Flaschen, wirft in jede eine Nelke, verstopft sie hierauf mit Kork, und verwahrt selben wohl mit Wachs, so hält sich dieser Trank ein ganzes Jahr.

§. 5.

Von dem besondern Nutzen der Baumsäfte wird bey jedes Baums besonderer Gattung gehandelt werden.

Neun-

Neuntes Kapitel.

Von der Baumschule.

§. 1.

Baumschule ist ein Ort, wo man aus Saamenkörnern gezeugte Pflanzen und wilde Stämme ziehet, die man, wenn es nöthig ist, weiter fortpflanzt oder versetzt.

§. 2.

Es wachsen die in der Baumschule erzogenen Bäume viel besser, als die, so man von dem Säebeete oder aus den Hölzern gleich dahin setzt, wo sie stehen bleiben sollen. Bemittelste Personen werden zwar ohne Zweifel ihre Bäume lieber von den Gärtnern kaufen, um hierdurch nicht nur die Bemühung mit der Aussaat und den Baumschulen zu ersparen, sondern auch desto eher ein Vergnügen an ihren Pflanzungen zu haben. Allein wer große Pflanzungen unternimmt, verfährt besser, wenn er die Bäume

aus seinen eigenen Schulen nehmen kann. Ein Gärtner hat zu seiner Hauptabsicht, in wenig Jahren schöne Bäume zu bekommen, und dieselben bald los zu werden. Deswegen er seine Baumschulen stark dünget, oder sehr fetten und feuchten Boden dazu nimmt, in welchem die Bäume sehr stark treiben und schön aussehen. Man wird aber finden, daß diese Bäume, ihres schönen Ansehens ungeachtet, nur mittelmäßig fortkommen, und hingegen die, so aus einer nicht weit von dem Ort der Pflanzung entfernten Baumschule genommen werden, allezeit viel besser wachsen, als die, welche man weit herbringt.

§. 3.

Wenn man keine eigenen Baumschulen anlegen, und die benöthigten Bäume lieber kaufen will, so kann man nur gewisse Baumarten bekommen, welche die Gärtner haben, als: Ulmen, Nußbäume, Linden, von welchen sie gewiß wissen, daß sie abgehen. Derjenige also, der viele Bäume setzen will, muß zu gleicher Zeit, da er Bäume

me kauft, Baumschulen von allerley Baumarten anlegen, zwar nicht weit von dem Orte, wo er seine Bäume setzen will, und in einem solchen Boden, wie ich itzt beschreiben werde.

§. 4.

Man hat Unrecht, wenn man glaubt, die Baumschulen müssen in einem schlechten Boden angelegt werden. Die jungen Bäume schmachten in dergleichen Boden; die Rinde wird krätzig und besetzt sich mit Moose: das Holz wird hart und krumm, die Triebe sind schwach, und in der Erde findet man nur schlechte Wurzeln. Diese Bäume verderben, wenn sie in ein schlechtes Erdreich gesetzt werden, und erfordern in einem guten Boden sehr lange Zeit, bis sie sich erholen. Im Gegentheil muß man auch keine Baumschule auf allzustark gedüngten oder allzufeuchten Boden anlegen. Bey diesen Umständen treiben zwar die Bäume stark, aber die Wurzeln sind allemal schlecht beschaffen. Wenn sie nun in einen trockenen Boden versetzt werden, so verderben sie entweder gleich im ersten Jahre, oder brau-

chen lange Zeit, bis sie recht wachsen. Kurz, man darf keinen sehr fetten oder feuchten Boden, oder einen solchen, der in einem Wiesengrund nahe am Wasser liegt, zu Baumschulen nehmen, gleichwie es im Gegentheil eben so schlimm ist, dieselben in gar zu magern und trockenem Boden anzulegen, denn man darf nicht glauben, daß man mit häufigem Miste dergleichen Boden gut machen könne, weil sich in demselben viele weisse Würmer (Engerlinge) einfinden, welche die Wurzeln benagen. Sollte aber auch dieser Zufall sich nicht ereignen, so würde man erfahren, daß die in dem Miste gewachsene Wurzeln allezeit dünn, schwach und schlecht beschaffen sind. Das einzige Mittel, Boden von mittelmäßiger Beschaffenheit zu dergleichen zu gebrauchen, ist, wenn derselbe ein und einen halben Schuh tief aufgegraben wird, und nur kleine Bäume zu Wänden, Hecken und den Dickichten darin erzogen werden, und zwey Schuh tief, wenn man große Bäume zu Alleen erziehen will.

§. 5.

§. 5.

Wasserbäume hingegen, als Erlen, Weiden ꝛc. können im feuchten Erdreiche gar wohl erzogen werden.

§. 6.

In Baumschulen, worinn kleine Bäume zu Wänden und Hecken erzogen werden sollen, darf man keine Bäume setzen, die einzeln stehen und behackt werden wollen, als die Roßkastanien und Nußbäume. Diese kommen nur an dem Rande der Felder und in den Weinbergen, nicht aber in Dickichten fort. Man kann aber Eichen, Rothbuchen, Kastanien, Aeschen, Ulmen, Weißbuchen, die verschienenen Sorten vom Ahorn und Pappelbaum, Birken, Erlen, Platanus, Kirschbäume, viele Sorten von Mispelbäumen, Judasbäume, Fohren, Tannen, Cedern, Cypressen, Buchs, Stechpalmen und viele andere Arten Bäume und Stauden in denselben erziehen.

§. 7.

Ich setze voraus, daß der Platz, den man zur Baumschule nehmen will, gehörig um-

gegraben und etlichemal behackt worden ist, um das Unkraut zu vertilgen. Da die Bäume, welche zu den Dichten gehören, nicht lange in der Baumschule bleiben, sondern noch ziemlich klein herausgenommen werden müssen, so kann man dieselben ganz enge zusammenpflanzen. Folglich macht man über den großen Platz der Baumschule Furchen, sechs Zoll tief und eben so breit, ein und einen halben Schuh weit von der Mitte einer Furche bis zu der Mitte einer andern voneinander. Wenn die Furchen über den ganzen Platz gemacht sind, setzt man die Baumpflanzen neun Zoll, oder aufs höchste einen Schuh weit von einander. Dieses ist alles, was man dabey in Acht zu nehmen hat.

§. 8.

Die beste Zeit, die Bäumchen aus den Saatbeeten oder aus den Hölzern auszuziehen und in die Baumschulen zu setzen, ist der Herbst, so bald sie ihre Blätter verlohren haben, jedoch, daß die Erde naß genug sey, damit diese Bäumchen nicht an ihren Wurzeln beschädiget werden. Diejenigen

aus-

ausgenommen, welche ihre Blätter das ganze Jahr behalten: und die, so von der Kälte bald Schaden leiden: denn diese müssen erst im Frühlinge versetzet werden.

§. 9.

Da man allerley Arten in den Schulen erzieht, so muß man sie nicht untereinander mengen, sondern jede Sorte besonders setzen. Denn es würde verdrüßlich seyn, die Sorten, wenn man sie braucht, hie und dort zusammen zu suchen. Und sodann giebt es auch Sorten, die langsamer wachsen, als andere, und also länger in der Baumschule bleiben müssen, da dann diese schwache von den stark wachsenden erstickt werden würden. Indessen kann man dieses auch bey Absonderung der Baumarten nicht allezeit vermeiden. Es giebt Stämmchen, die immer munterer wachsen, als die andern, auch schon auf den Säebeeten. Da zieht man denn die stärksten zuerst heraus, oder nimmt sie lieber mit einander, macht aber aus den stärkern und schwächern zweyerley Gattungen, die man jede besonders in die

Schu-

Schule pflanzt. Nimmt man nur die stärksten Bäumchen aus dem Säebeet, so warte man, bis die Erde recht naß ist, und ziehe sie sodann aus, wie die Steckrüben. Will man sie aber alle, die starken sowohl als die schwachen, nehmen, so öfne man am Ende des Beets einen Graben, und mache mit einer Spitzhaue alles loß, wie es vor die Hand kömmt. Hiebey schont man die Wurzeln viel besser, als welches der Hauptvortheil ist, warum die ganzen Saatbeete mit einander wegnommen werden.

§. 10.

Es liegt viel daran, daß es nicht regne, wenn die Bäumchen aus dem Saatbeete genommen werden, nicht deswegen, weil das Regenwasser den Wurzeln schädlich wäre, indem man bisweilen genöthigt ist, die Wurzeln der Bäume, welche man versetzen will, in das Wasser zu stellen, sondern weil der Regen die Erde in Koth verwandelt, und also die Bäumchen nicht gut zu verpflanzen sind. Eben deswegen soll man auch nicht sogleich nach dem Aufthauen und in allen

Umständen, da die Erde weich ist, und einen Mörtel vorstellt, Pflanzungen vornehmen.

§. 11.

Diese Regel, woran viel gelegen ist, kann man wohl beobachten, wenn die Saatbeete nicht weit von den Baumschulen abliegen: alsdann aber nicht, wann die Pflanzen aus den Wäldern geholt, oder aus entlegenen Provinzen hergebracht werden. In diesem letztern Falle müssen die Bäumchen, sobald sie ausgezogen sind, einballirt werden, und die aus den Wäldern geholten Pflanzen muß man denen, die sie holen, anbefehlen, so zu liefern, wie sie solche ausziehen.

§. 12.

Wenn bey Ankunft der Pflanzen in der Erde nichts zu machen ist, so müssen die Bündel aufgemacht und die Bäumchen eingeschlagen werden.

§. 13.

Wenn das Saatbeet nicht weit vom Platze ist, den man zur Schule zugerichtet hat, so

so läßt man die Pflanzen durch einen geschickten und geduldigen Tagelöhner ausnehmen, dem man ernstlich anbefiehlt die Bäumchen an der Wurzel nicht zu beschädigen oder abzubrechen, und deswegen erst einen Graben zu machen, und mit der Spitzhaue die Bäumchen nacheinander wegzunehmen. So wie er die Bäumchen aus der Erde nimmt, muß er sie in Körbchen legen, ohne die Erde von den Wurzeln abzuschütteln, und die schwachen von den starken abzusondern. Vor dem Einlegen in die Körbe aber, die Herzwurzel von denselben abschneiden, weil sonst fast nichts an diesen kleinen Bäumchen zu beschneiden ist. Daher legen die Gärtner, die mit allen geschwinde fertig werden wollen, die Bäumchen in kleine Bündel, einer Handvoll, zusammen, und hauen denselben miteinander auf einem Stocke die Herzwurzel mit einer Hippe ab.

§. 14.

Sobald die Bäumchen in die Körbe gelegt worden sind, bringen Weiber und Kinder dieselben den Pflanzern, von denen einige

die

die starken, andere die schwachen Pflanzen übernehmen, weil, wie schon gemeldt, es sehr gut ist, dieselben nicht untereinander zu setzen.

§. 15.

Die Pflanzer haben ein Kniee auf der Erde, und setzen mit der linken Hand die Bäumchen mitten in die Furche, neun Zoll, oder höchstens einen Schuh weit von einander, wobey sie sich nach einer wohl ausgespannten Schnur richten, und auf die Wurzeln der Bäume mit der rechten Hand Erde in die Furchen bringen, um dieselben zu bedecken. Sie richten zu gleicher Zeit die Wurzeln, drücken die Erde an dieselben, und gehen immer rückwärts. In diesem Zustande lassen sie das Gepflanzte, ohne die Furchen ganz mit Erde auszufüllen.

§. 16.

Es müssen alle ausgezogenen Pflanzen noch an eben diesem Tage wieder eingesetzt werden, und daher diejenigen, so dieselben ausziehen, ihre Arbeit bey Zeiten verlassen, und den Pflanzern helfen. Wenn nun alle

Bäum-

Bäumchen eingesetzt sind, so nehmen alle Taglöhner zugleich die Haue, füllen die Furchen ganz mit Erde aus, und ebnen den Platz ein. Es hat aber so gar viel nicht zu bedeuten, wenn die Furchen nicht auf der Stelle voll gemacht werden, weil die Wurzeln keinen Schaden mehr leiden, so bald sie mit Erde bedeckt sind: wenn aber ungefehr Bäumchen übrig blieben, die nicht hätten eingesetzt werden können, so müssen sie sorgfältig eingeschlagen, und den andern Tag früh sogleich eingesetzt werden, ehe man andere ausziehet.

§. 17.

Diejenigen, welche den Platz einebnen, müssen nach Beschaffenheit des Bodens auf verschiedene Weise hiemit verfahren. Denn, wenn der Boden das Wasser zurück hielte, müßten sie die Erde unten an den Bäumchen etwas erhöhen: wo nicht, so würde alles eben gemacht, oder in gar trocknem Boden die Furchen etwas vertieft gelassen, damit das Regenwasser sich besser hineinsetzen könne.

§. 18.

Da die Baumschule recht besetzt seyn soll, und es fast unmöglich ist, daß nicht einige Bäumchen verderben sollten: so läßt man einen Theil von Baumpflanzen auf dem Saatbeete, da, wo die schönsten stehen, zurück, um sich ihrer im Nothfall bedienen zu können.

§. 19.

Einige Gärtner schneiden alle ihre jungen Bäumchen gleich beym Verpflanzen, oder in dem darauf folgenden Frühlinge, an der Erde weg, ehe sie ihren ersten Trieb gemacht haben. Andere wollen, es soll dieses erst im dritten Jahre geschehen, und zwar ohne Unterschied, die Stämme mögen groß oder klein, gerade oder krumm seyn.

§. 20.

Das Abschneiden der Stämmchen vor dem ersten Triebe ist bey den Pflanzen, die weit hergekommen sind, oder bey denen, die aus den Wäldern geholt worden, fast unumgänglich nothwendig, weil die meisten bey

dem Ausziehen schlimm behandelt oder vom Vieh abgefressen sind. Bäumchen hingegen, die aus einem von der Baumschule nicht weit entlegenem Saatbeete sorgfältig ausgenommen und gehörig verpflanzet worden, muß man nicht an der Erde abschneiden oder absetzen.

§. 21.

Das Abschneiden, welches man bis ins dritte Jahr verschiebt, halte ich für sehr schädlich, wenn es nicht an solchen Bäumen geschieht, die man auf neues Holz oculiren will, oder wenn die Bäumchen nicht vom Froste oder vom Hagel beschädigt oder abgefressen worden sind, oder wenn gewisse Bäume so krumm wachsen, daß sie weder durch den Schnitt, noch durch andere Mittel zu recht zu bringen sind.

§. 22.

Wenn eine Baumschule mit Sorgfalt und Fleiß gepflanzt worden, so braucht dieselbe nicht viel Besorgung mehr, wenn nur im ersten Jahre das Unkraut ausgerissen, und hernach alle Jahre einmal im Frühlinge,

ge, und das zweytemal im Sommer leicht, das drittemal aber im Herbste etwas tief behackt und dabey in Obacht genommen wird, daß man die Wurzeln nicht beschädige, besonders wenn die Bäume noch klein sind. Bey dieser Wartung kommen die Bäume gemeiniglich in den Stand, in dem dritten Jahre zu Wänden oder in Dickichte gesetzt zu werden.

§. 23.

Alles, was bisher gesagt worden, betrift nur die etwas großen Baumpflanzen. Diejenige, welche ausserordentlich klein sind, werden in gute zubereitete Erde mit dem Pflanzholze ganz nahe aneinander gesteckt, woselbst sie bleiben, bis sie stark genug sind, wie die obigen, in die Baumschule zu setzen.

§. 24.

Bey den großen Saamen, als Kastanien, Eicheln ꝛc. kann man sich noch viele Mühe ersparen, wenn man dieselben in dem Sande keimen läßt, und das Würzelchen abgeschnitten oder abgebrochen wird: da dann diese Saamen mit dem Pflanzholze sogleich

in die Schulen, in einer für dieselben und die daraus erwachsenden Bäume gehörigen Weite gesteckt werden können, wobey zu beobachten ist, daß diese Saamen aufs höchste nur zwey oder drey Zoll tief in die Erde kommen.

§. 25.

Die meisten dieser Saamen werden im Junius aufgegangen seyn, da man dann im ersten Jahre nur das Unkraut ausreißt, im zweyten einigemal mit der Frette auflockert, und im dritten etwas tiefer behackt. Im vierten Jahre können sie ausgegraben und in die Dickichte gesetzt werden. Denn weil die Würzelchen abgebrochen worden, so müssen sie statt der einzigen Herzwurzel, gute Seitenwurzeln haben.

§. 26.

Was die kleinen Saamen anbelangt, an denen das Würzelchen nicht abgebrochen werden kann, so sind sie gleich im zweyten Jahre aus dem Saatbeete zu nehmen, und vor dem Verpflanzen in die Schule die Herzwurzel abzuschneiden, wenn die Pflanzen etwas erstarkt sind. Sind aber die Pflanzen

gar

gar zu klein, so steckt man sie zusammen auf ein Beet, bis sie stark genug zum Versetzen in die Schule sind. Ließe man die jungen Bäume länger, als zwey Jahre, auf dem Saatbeete stehen, so würde die Herzwurzel zu lange wachsen, und dieselben nicht mehr so leicht bekommen.

§. 27.

Bey Baumschulen, worinn hochstämmige Bäume zu Alleen gezogen werden sollen, muß alles vorhergehende beobachtet werden. Man behält diese Bäume in der Schul, bis sie ihre Stämme sieben, acht, neun bis zehn Zoll im Umfange, und so viel Schuhe in der Höhe haben, und muß also dieselben weiter aus einander setzen, als die, welche schon im dritten Jahre wieder aus der Schule genommen werden, damit sie ihre Wurzeln weiter ausbreiten, in dem Stamm wachsen, und einen schönen Kopf machen können. Es muß also von einer Mitte der Reihe bis zur andern zwey und einen halben bis zwey Schuh Raum gelassen, und die Bäume in den Reihen zwey und einen halben bis drey Schuh voneinander gesetzt werden.

§. 28.

In diese Schulen muß man keine andern, als solche Bäume setzen, die sehr groß werden, als Eichen, Ulmen, Roßkastanien, Nußbäume, Maulbeerbäume, Kastanien, Rothbuchen, Aeschen, Linden, wilde Kirschbäume, Pappelbäume, Platanus, Foren, Tannen rc. besonders aber muß man diejenigen Arten auswählen, die in dem Erdreiche, welches man besetzen will, gut fortkommen, und die mit der Zeit gut und theuer anzubringen sind.

§. 29.

In diesen Baumschulen kann man, wie in den zu den Dickichten bestimmten, die großen Saamen, als Nüsse, Kastanien, Roßkastanien, Eicheln rc. an ihren Platz stecken, wenn sie vorher im Sand gekeimet haben, und das Würzelchen vor dem Stecken an demselben abgebrochen worden.

§ 30.

Die Bäume, welche zu den Dickichten und Wänden gehören, werden, wie sie sind, mit ihren Zweigen versetzet; daher wollen wir itzt sehen, wie schöne Stämme zu ziehen sind.

§. 31.

Einige schneiden an ihren jungen Stämmen alle Seitenzweige, so weit sie hervorkommen, weg, um bald einen Stamm zu bekommen, und ziehen dadurch die Bäume in kurzer Zeit hoch, haben aber nichts, als lange Spitzruthen. Wir schätzen aber einen Baum, der einen dicken Stamm hat, weil, bekanntermassen, die Bäume nur nach dem Verhältniß ihrer Zweige in die Wurzeln treiben, und schneiden demnach die Seitenzweige nur nach und nach weg, die wilden Schüsse oder Wasserreiser ausgenommen, die wir völlig und glatt am Stamm wegnehmen. Wenn einige Zweige, die aber keine Wasserschüsse sind, zu stark werden, so schneiden wir an denselben das Ende weg. Hauptsächlich aber haben wir unser Augenmerk auf den Gipfel des Baumes, damit z. B. zwey gleich starke Zweige keine Zwiesel machen, welches einen krummen Baum gäbe, wenn man einen von diesen Zweigen abschnitte: so schneiden wir bey dieser Gleichheit der Zweige den einen bis auf sechs Zoll weg und binden den andern Zweig an diesen

Stumpf, welcher alsdann völlig weggeschnitten wird, wenn der andere Zweig in die gerad aufsteigende Linie gekommen ist. Bisweilen dreht man einen von den zween Zweigen, die einen Zwiesel machen, über den andern, um des Bindens überhoben zu seyn. Die Seitenzweige, welche durch das Beschneiden am Ende im Wachsthum aufgehalten worden, werden auch nach und nach weggeschnitten. Wenn man dieselben aber auch nicht wegschnitte, so würden sie durch die obern Zweige, welche vielen Schatten machen, erstickt werden, da die Bäume in den Schulen nicht weit auseinander stehen. Aus dieser Ursache kann man ohne Gefahr die dünnen Zweige, die am Stamme hervorkommen, stehen lassen. Sie helfen die Dicke des Stammes befördern und verderben nach und nach von selbst. Wenn dieses aber nicht geschieht, so schneidet man sie ohne Schaden des Stammes hinweg, wenn man glaubt, daß derselbe dick genug ist.

§. 32.

Die Seitenzweige nur nach und nach wegzuschneiden, ist besonders bey den Bäumen,

die das ganze Jahr über ihre Blätter behalten, in Acht zu nehmen: denn sie gehen sichtbarlich ein, wenn man ihnen viele Zweige auf einmal nimmt.

§. 33.

Vom Anfang des Julius, bis in die Mitte des Septembers, müssen die Schulen durchgesehen werden, um die Wasserschüsse wegzunehmen und diejenigen Zweige im Wachsthume aufzuhalten, welche gar zu stark wachsen, oder an einem unrechten Orte stehen. Wenn aller dieser Sorgfalt ungeachtet, dennoch einige Bäume sich auf die eine oder die andere Seite neigten, so muß man sie gerade richten, und die Stämme mit Gewalt auf die andere Seite biegen. Hiezu dienet ein Instrument, dessen sich diejenigen bedienen, welche Kufenreiffe machen. Es bestehet dasselbe aus einem Stücke Holz, so an einem Stiel angemacht ist, wie ein Schlegel. In dem Holze ist eine breite Vertiefung, die ein Stück von einem Zirkelbogen macht. In diese Vertiefung bringt man den Stamm des Baums, braucht den Stiel des Instruments statt ei-

nes Hebels, und zwingt den Baum nach und nach, eine gerade Richtung anzunehmen. Es giebt noch ein anderes einfacheres Mittel, welches darinn besteht, daß man den auswärts stehenden Theil des Stamms gegen das Kniee setzt, und den obern Theil des Baumes stark gegen sich ziehet. Hiedurch werden sehr viele Holzfibern in dem einwärts stehenden Theil des Baums verrissen, an diesem Ort sehr viele kleine Narben gemacht, und der Baum wächst künftig gerade. Dieses ist beständiger, als wenn man die Bäume mit Pfählen gerade richten will.

§. 34.

Wenn man die Bäume in der Schule bey einander aufzieht, so hat man dieses gewaltsame Geraderichten nicht so oft nöthig, als wenn die jungen Bäume einzeln stehen.

§. 35.

Wenn man die Bäume vernachläßigt hat, und dieselben von übler Gestalt sind, so ist öfters das Beste, sie an der Erde abzuschneiden, da sie dann im folgenden Jahre einen starken Trieb zu einen neuen Stamm

machen,

machen, den man mit leichter Mühe nach der Vorschrift eine gute Gestalt machen kann.

§. 36.

Einige glauben sehr wirthschaftlich zu handeln und sich viele Mühe zu ersparen, wenn sie ihre Alleen mit Bäumen besetzen, die sie in den Wäldern haben ausgraben lassen. Sie thun aber dadurch den Wäldern Schaden, und diese ausgegrabenen Bäume haben meistens schlechte Wurzeln, daher auch die mehresten verderben, oder sehr lange schmachten. Mithin verlieren sie nicht nur viel Zeit, sondern es kostet ihnen das Löchermachen zum Nachsetzen neuer Bäume oft eben so viel, als wenn sie Bäume aus Baumschulen gekauft hätten. Hat man aber dergleichen große Bäume in Ueberfluß, so kann man sich dieselben gar wohl zu Nutzen machen, wenn man sie in die Schule setzt, und drey oder vier Jahre in derselben wartet.

§. 37.

Die Bäume, von denen hier die Rede ist, muß man in der Schule stehen lassen, bis

bis sie am Stamme sieben, acht bis neun Zoll dick, und neun bis zehn Schuh hoch sind, damit sie vom Vieh nicht beschädigt werden mögen.

§. 38.

Dasjenige, was itzt von der Wartung der Bäume in Schulen gemeldet worden, gilt eben sowohl von den Thal- und Wasserbäumen, als auch von denen, welche auf die Berge und Ebenen gesetzt werden.

Zehntes Kapitel.

Von den Baumwunden und deren Zuheilung.

§. 1.

Die Rinde der Bäume bestehet aus verschiedenen Lagen, die einander umgeben und bedecken. Die äussersten Lagen bestehen aus einem Netz von gröbern Fibern, als die, welche dem Holze näher liegen. Wenn man nun die äussern Lagen sogar über

die Hälfte von der ganzen Rinde wegschneidet, so schließt sich diese Wunde ganz leicht wieder, besonders wenn dieselbe mit einer Vermischung von Wachs und Terpentin verschmieret wird, wofern man das Schiefern der Rinde verhindert, welches sonst weiter hineingeht. Wenn der verwundete Ort der Luft ausgesetzt bleibt, so heilt die Wunde wieder zu, ohne eine Narbe zurück zu lassen, wie die Wunden an den Thieren, die nicht tiefer als die Haut gehen. Nimmt man aber die ganze Rinde hinweg, und schindet gleichsam das Holz, so schließt sich zwar die Wunde nach und nach, aber die Narbe bleibt noch lange, wenn auch schon die Heilung vollkommen geschehen ist, wie es sich dann auch bey den Thieren so verhält, wenn die Wunden tief gewesen sind. Herr du Hamel hat sorgfältig untersucht, wie die Heilung der Wunden an den Bäumen nach und nach geschieht, und ich glaube nichts überflüßiges zu thun, wenn ich seine Kuren hieher setze, indem diese Materie äusserst wichtig ist.

§. 2.

§. 2.

Den 1sten Junius verwundete ich viele junge Ulmen, sagt er, indem ich mitten an ihrem Stamme, ungefehr einen Zoll ins Gevierte, Rinde wegnahm, diese Wunden aber sogleich mit verschiedenen Materien, als Pflastern, verband, und diese Pflaster mit leinenen Binden befestigte. Die dazu genommenen Materien waren:

1) Ein aus Terpentin, burgundischen Pech und Wachs gemachtes Pflaster. Dieses Pflaster wählte ich vorzüglich, weil kein Fett darunter kommt, und weil es stark anziehet, wenn es auf die Geschwulst der Thiere geleget wird.

2) Wachs, weil die Gärtner sich desselben bedienen, wenn sie Zweige abgeschnitten haben.

3) Terpentin, als eine Substanz aus dem Gewächsreiche, welche das Austrocknen verhindert und den Zutritt der Luft abhält.

4) Frischer Kühekoth, als eine schmierige Substanz, welche die Gärtner

zu

zu den Wunden der großen Bäume brauchen.

5) Die Salbe von der Mutter Thecle, welche aus allerley Fetten besteht, die mit Silberglätte verdickt sind.

6) Graue Salbe. Diese ist in ungesalzenem Schmeer und Terpentin getödetes Quecksilber: um zu erfahren was dieses Mineral für Wirkung an den Gewächsen habe.

7) Kalk, der schon lange vorher mit Wasser abgelöscht war, um zu sehen, was die absorbirenden Mittel für Wirkung hätten.

8) Flüchtiger Salmiak, welcher, wie bekannt, den Wunden an den Thieren sehr nachtheilig ist und das Fleisch tödet.

9) Moos, bey welchem der Vortheil ist, daß es lange gut bleibt, ohne zu faulen.

10) Zwo Wunden wurden mit Glasstücken bedeckt, die ich mit Mastix anküttete.

11) Zwo andere Wunden wurden offen gelassen, und blieben der Luft frey ausgesetzt.

In dem darauf folgenden September nahm ich alle Bänder ab, und öfnete die Wunden, um zu sehen, wie sie beschaffen wären.

Die mit dem Pflaster von burgundischen Pech und Terpentin bedeckte Wunde war in guten Umständen und fast völlig geheilet.

Die unter dem Wachs war noch schöner, und die neue Rinde besser beschaffen.

Die mit Terpentin bedeckte war völlig geschlossen, und hatte eine sehr grüne und glatte Rinde.

Die unter dem Kühkoth war eben so, aber die Rinde weder so grün noch so glatt. Es war aber an diesem Baume ganz allein die Rinde rings umher abgenommen worden.

Unter der Salbe von der Mutter Thecle war die Wunde wenig zugeheilet. Die Wulst der neuen Rinde war nicht lebhaft, und die Salbe an dem Orte, wo sie die Wunde

bedeckte,

bedeckte, weißlicher und weicher, als anderwärts. Ich verwunderte mich aber nicht über den schlechten Zustand der Wunde, da ich schon vorher wußte, daß die Fetten den Gewächsen schädlich seyen.

Die mit der grünen Salbe bedeckte Wunde fieng kaum an, zuzulaufen. Es hatte sogar der Baum sehr davon gelitten, indem viele Blätter von denselben abgefallen, und viele kleine Zweige verdorben waren. Um zu erfahren, ob das Quecksilber, oder das Fett die Ursache hievon sey, bedeckte ich eine Wunde mit Terpentin, worinn ich Quecksilber getödet hatte. Diese Wunde wollte nicht zuheilen: sie hatte nur am Rande eine schlecht beschaffene Wulst. Indessen war sie nicht in so schlechten Umständen, als die, welche mit der gewöhnlichen grauen Salbe, oder als andere, die bloß mit ungesalzenen Schmeer bedeckt gewesen sind. Also scheint das Quecksilber zu Verheilung der Wunden nicht dienlich, doch aber auch nicht so schädlich zu seyn, als das Fett.

Unter dem Kalch sah man gar keinen Anfang zur Verheilung, und der Rand an

der Wunde war sogar vertrocknet, wobey der Kalch gerade über der Wunde eine Citronenfarbe angenommen hatte.

Das flüchtige Salz hatte, anstatt die Verheilung zu befördern, einen beträchtlichen Schorf verursacht, welcher sich von der gesunden Rinde abgesondert hatte.

Die mit einem Stücke Glas verschlossene Wunde war völlig und sehr schön zugeheilt.

Die Wunde unter dem Moose war ebenfalls gut geheilt.

Die offen gelassene Wunde hatte nur rings herum eine Wulst, wie bereits oben erwähnet worden.

Da die Freche der Bäume vieles zu Verheilung der Wunden beytragen konnte, und ich bemerkt hatte, daß die Wunde an einer jungen Ulme unter dem Kühkoth völlig zugeheilt war, obschon die Rinde rings herum abgenommen worden, so wiederholte ich meine Versuche an dergleichen Wunden, und nahm, ausser oben genannten Materien, diesesmal auch noch Gummi von Kirschbaum,

und Terpentin mit Kreide und schwarzen Pech vermischt. Zu Ende des Septembers fand ich die Wunden folgendermassen:

Salbe der Mutter Thecla. Eine dicke Wulst am obern Theil; weder Wulst noch Triebe am untern Theile; einige gelbe Blätter.

Vermischung von Terpentin und burgundischen Pech.

Der Baum hatte seine Blätter fallen lassen, eine Wulst am obern Theile, die gegen den untern zugieng, und vermuthlich die ganze Wunde würde zugeheilet haben, wenn der Verband nicht zu stark zusammen gezogen worden wäre. Es schien mir aber auch der Baum nicht sonderlich lebhaft zu seyn.

Wachs. Der Baum sehr lebhaft, die Wunde fast völlig zugeheilt.

Graue Salbe. Der Baum war fast völlig ohne Blätter, und hatte nur noch einige gelbe; eine dicke Wulst am obern Theile der Wunde: einige Triebe an dem untern Theile; das von der Rinde entblößte Holz war sehr schwarz; der Baum schien überhaupt nicht sonderlich lebhaft zu seyn.

Terpentin. Der Baum hatte einige Blätter verloren: die Wulst am obern Theil der Wunde hatte sich gegen den untern verlängert, und würde vermuthlich die ganze Wunde zugeheilet haben, wenn der Verband nicht zu enge gewesen wäre: denn diese Wulst war sehr grün und wohl beschaffen.

Schwarzes Pech. Wie bey den vorhergehenden: der Verband war noch fester: die Wulst gieng auch nicht so weit herunter.

Gummi vom Kirschbaum. Eben so.

Gelöschter Kalk. Eine kleine vertrocknete Wulste, und vertrocknetes Holz.

Kühkoth. Die Wunde völlig verheilt: Der Baum in sehr gutem Stande: er hatte an Dicke dermassen zugenommen, daß er den Verband zersprengte.

Flüchtiger Salmiak. Eine sehr kleine Wulste: die Rinde unten an der Wunde war tod. Das Holz war eben so, der Baum hatte alle seine Blätter verlohren.

Terpentin mit Kreide. Die Wunde mit einer höckerigen rauhen Rinde völlig überdeckt, der Verband verrissen. Der Baum war in einem sehr guten Zustande.

Die offene Wunde. Es hatte sich oben an der Wunde eine kleine Wulst angesetzt.

Einige Jahre nachher wiederholte ich diese Versuche auf eine andere Art. Um zu erfahren, ob die nämliche Wunde an etlichen Oertern zuheilen würde, an andern aber nicht, nach den Materien, welche die verschiedenen Theile derselben bedeckten, nahm ich im Frühlinge von dem Stamme einer jungen Ulme einen Streifen Rinde einen guten Zoll breit und fast zwey Schuh lang, und legte auf verschiedene Orte dieser Wunde die bey den vorigen Versuchen gebrauchte Materien. Im folgenden Herbste fand ich sie in folgender Gestalt:

Salbe der Mutter Thecla. Kein Anfang zur Heilung.

Vermischung von Terpentin mit Kreide. Völlig verheilt.

Kühkoth. Ebenfalls.

Graue Salbe. Die Wunde schwarz und kein Anfang zur Heilung.

Flüchtiges Salz. Das Holz weiß und vertrocknet, und kein Anfang zur Heilung.

Aus diesen itzt erzählten Erfahrungen folgt: 1) daß es gut sey, die Wunden der Bäume vor dem Zugang der freyen Luft zu bewahren. 2) Daß es nicht gleichgültig sey, allerhand Materien dazu zu nehmen, man muß die fetten, die absorbirenden, die ätzenden Dinge und die spirituösen Salze vermeiden. Hingegen sind balsamische Sachen zu nehmen, welche das Austrocknen der Wunde verhindern, und sie vor dem Regen und Zugang der freyen Luft bewahren. 3) Daß man diese Materien, besonders die, welche hart werden können, nicht zu fest aufbinde, damit die Wulste und das Zellengewebe, so zwischen den Holzfibern hervorkommt, an der Ausdehnung nicht gehindert werden.

§. 3.

Für Bäume, die entweder an der Wurzel, am Stamm, an der Rinde, oder an den

Aesten,

Aesten beschädigt worden, ist folgende Baumsalbe dienlich: Man nimmt Wachs, ungesalzenen Butter, frisches Schaafunschlitt und Harz, von jedem gleich viel. Hierzu thut man hernach Wallwurzsaft und zerstossene Eibischwurzel, siebt es durch ein Haartuch, thut zu diesen wieder Honig, Terpentin halb so viel, läßt es zusammen über den Feuer sieden, rührt es wohl um, und hebt es in einem Topfe oder Glas zum Gebrauch auf.

Oder: Man nimmt zwey Theile Kühkoth, ein Theil guten Leim, feuchtet es in Mistlachenwasser an, nimmt einen Theil Reh- oder Bockshaare, zerschneidet diese recht klein, und rührt sie in den Leim und Kühkoth, daß gleichsam ein Teig daraus wird. Hierzu thut man gepulverten Schwefel, nach Proportion des andern, ein oder zwey Loth, und bestreicht damit die Schäden der Bäume. Mit dieser Salbe kann man auch besonders jungen Bäumen wider den Brand zu Hülfe kommen.

Eilftes Kapitel.

Von dem Bauholz.

§. 1.

Ein guter Wirth muß jederzeit einen ziemlichen Vorrath von allerley Arten Bauholzes in seinem Hofe oder daneben liegen haben. Im Frühjahre, wo meistentheils zu bauen angefangen wird, das Holz, wo der Saft schon eingetretten ist, erst hauen, und, da alsdann die Pferde genug zu ackern haben, anfahren zu lassen, würde sehr widersinnig seyn. Hiedurch entstünde ein vielfacher Schade, indem das um diese Jahreszeit gehauene Holz bald stocket, zusammen schrumpfet und den Würmern in kurzer Zeit zu Theile wird. Nächstdem müßte der Feldbau wegen der vielen Holzfuhren Noth leiden. Deswegen muß zur rechter Zeit, nemlich zwischen Martini und Weynachten, alles Bauholz gefället, und im Winter bey dem Schnee, heimgeführt, und ohne Anstand zerschla-

schlagen werden. Bliebe die Rinde daran: so würden sich bald Würmer einfinden, den ganzen Baum anstecken, auch das Holz bald stockend, und bey zwey oder oft drey Zoll tief blaulicht werden.

§. 2.

Da man aber bey dem Bauwesen vielerley Holz gebraucht, so wird folgendes auszuüben angerathen:

I. Bey dem eichenen Holze muß genau ausgesucht werden wozu sich der Stamm schicket. 1. Die sogenannten Steineichen sind öfters Ellens dick vom Schafte, und vier und zwanzig, ja wohl acht und zwanzig Fuß hoch, dabey aber von unten bis oben knoticht und wämmerich, folglich zu keiner Diele oder sonst zu einigem Nutzholze ersprießlich. Diese Eichen sind vortreflich zu Schwellen, zu dem Ende sie, wenn die Zölpfe und Aeste abgehauen sind, heimgeführt und beschlagen werden müssen. Hat eine solche knotige Steineiche ein paar Jahr gelegen, und wird alsdann auf der Seite, welche unten auf die Grundmauer zu liegen

kommt, ein wenig gebrannt: so kann sie hundert Jahre dauern, ehe man das mindeste vergangene daran bemerket. Ferner schicken sich dergleichen Eichen zu starken Ständern oder Säulen, indem sich selbige nicht werfen können.

2. Eichen die fünf Viertel oder gar anderthalb Ellen dicke, und, ohne Aeste im Schafte, sechzehn bis zwanzig Fuß lang sind, werden oben abgeästet, und sind die gesündesten und geradesten zu Fensterrahmen, Dielen, Säulen u. dergl.

3. Eichen, die kurz vom Schafte und oft nur vierzehn Fuß oder sieben Ellen lang, jedoch eine, auch anderthalb Ellen dick sind, müssen zu vierkantigen, von einem Fuß ins Gevierte, geschnitten werden. Dieses giebt vollkommen gute Thüren und Fensterstücke, auch gute Ständer und Riegel.

4. Die allerdicksten und schönsten Eichen dienen zu Bärnen in Ochsen, Pferde und Küheställen.

II. Das

II. 1. Das Tannen- und Fichtenholz wird um gleiche Zeit gefället, heimgeführt und beschlagen. Diese Arten Hölzer dienen zu Säulen, Riegeln, Balken, Saum Schwellen und zu Sparren vorzüglich.

2. Das Föhren- und Kiefernholz zu Dielen, Brettern und Latten zum Dachdecken, Schindeln, auch Decken ober den Zimmern, desgleichen auch das Aespenholz.

§. 3.

Weiter kömmt bey Schlagung des Bauholzes eine auf langjährige Erfahrungen wahrer Holzverständigen gegründete, geprüfte Sache nicht ausser Acht zu setzen: wie man nämlich das Bauholz jederzeit im abnehmenden, nie aber im wachsenden Monde schlagen soll: weil das im wachsenden Monde geschlagene Holz sehr gerne wurmstichig zu werden pflegt, das im abnehmenden geschlagene aber diesem Unheile viel minder ausgesetzt ist.

§. 4.

Es giebt manchmal nachläßige Hauswirthe, die zwar das Bauholz zur gehörigen Zeit schlagen, solches aber so lange liegen lassen, bis es verfaulet, diesen muß man einen Termin bestimmen, in welcher Zeit sie das Holz nach Haus zu bringen hätten. Die Förster haben daher durch fleißiges Nachsehen diesen Schaden zu verhüten. Wer ein mehrers dießfalls zu wissen verlangt, den verweise ich auf die alten bayerischen Forstordnungen, und auf die neue Generaliensammlung, die hier abzuschreiben überflüßig und unnöthig wäre.

Zwölftes Kapitel.

Von dem Brennholz.

§. 1.

Man muß vor allem keine gesunden und frischen Bäume fällen, oder zu Scheitern verhacken, so lang noch windfälliges oder anderes schadhaftes Holz vorhanden ist, das umsonst und unnütz sonst vermodern würde, und soll man die Uebertretter dießfalls mit allem Ernste bestraffen.

§. 2.

Hat man Macht, den Holzhackern die Zeit vorzuschreiben, so wollte ich rathen, besonders was das Nadel- oder klingende leichte Holz betrift, daß man solches gleich nach dem Vollmond fälle, da es noch im wachsen und schieben ist. Sollte aber die Menge des benöthigten Holzes nicht zulassen, nach der Mondesveränderung im Kalender sich

lange

lange umzusehen, so muß man sich freylich in alle Zeit schicken. Man halte jedoch die Holzhacker dahin an, daß sie solches so glatt als es möglich ist, von der Erde weghauen, sie dürfen nur einen tiefen Stand zwischen der Wurzel ausgraben. Solchergestalt kann bald eine junge Brut nachwachsen, welches sonst später geschehen würde, wenn der Stock zu lange gelassen würde, weil er zu langsam faulen und vermodern würde.

§. 3.

Das Brennholz zu fällen, wird oft nur zweymal im Jahre verstattet, entweder im Anfang oder beym Ausgang des Winters, welche Zeit mir sehr bequem zu seyn scheint, indem weder die Bauern noch die Taglöhner viel im Felde zu thun haben. Was man zusammengehauet hat, richtet man in Klaftern auf, und es ist gut, solches nahe an die Strassen und Fuhrwege zu legen, so wird man durch das Wegführen desto weniger Schaden dem jungen Holze zufügen.

§. 4.

Auf gleiche Art muß man die Scheiterhaufen nicht zu lange in den Wäldern liegen lassen, weil dadurch dem neuen Holzanwuchs der Raum entzogen würde.

Dreizehntes Kapitel.

Von den Windfällen und anderm Afterholz.

§. 1.

Nicht selten ereignet es sich, daß durch schwere Ungewitter und Sturmwinde, oder durch eine dicke Schneelast, die schönsten und besten Bäume aus der Erde ausgerissen, umgeworfen und abgebrochen werden, und also abstehen und verderben müssen. Man muß daher die Förste und Wälder von diesem Holzwerke reinigen, damit man den Nachwachs des jungen Holzes nicht hindere, oder Holzdiebe selbst in die Wälder hineinlocke.

§. 2.

§. 2.

An einigen Orten ist es gewöhnlich, daß man dergleichen Holz den Förstern und Jägern als ein Stück ihrer jährlichen Besoldung überläßt. Dieß finde ich aber gar nicht gut gethan: denn es mag wohl seyn, daß einige die Ruhe des Gewissens höher, als den Eigennutz achten, und also mit dem, was ihnen von Rechtswegen gebühret, sich begnügen, allein so sind die meisten ganz anders geartet, bey denen man mit Grund behaupten kann: man habe ihnen den Finger gereichet, und sie haben die ganze Hand an sich gezogen. Denn unter dem Namen windfälliges oder sonst schadhaftes Holz gehen auch die schönsten jungen Bäume mit unter.

§. 3.

Was aber dergleichen großes Holz betrift, so kann man solches in den Frohndiensten von den Unterthanen zusammen hacken und Klafter weis aufschlichten lassen: da sich dann bald die Gelegenheit geben wird, solches mit Nutzen zu

verkaufen, oder für sich selbst in die Küchen und Oefen zu verbrauchen. Wollte man aber auch dieser Sorge befreyet seyn, so kann man es Stamm- und Baumweis den Augenschein nach schätzen und verkaufen, welche Käufer hernach für das hauen und wegführen sorgen mögen.

§. 4.

An etlichen Orten, wo Gebirge sind, die nahe an einem Wege oder Fluß liegen, werden Rumsen und Gräben herum gemacht, hernach im Winter, da es gefroren ist, wird das Holz entweder Stammweis oder zu Scheitern gehackt, herabgelassen, da man es dann herunten aufrichten, zu Flössen machen oder wegführen und verkaufen kann.

Vierzehntes Kapitel.

Von Latten = Zaun = und Weinsteckenholz.

§. 1.

Wo in einem Forst das junge Holz gar zu dick auf einander anwüchse, und also eines das andere an guten Fortkommen hinderte, da kann man einige Stämme zu Latten = und Hopfenstangen abgeben, um den übrigen desto besser Raum und Luft zu machen, doch sollen es eben keine schöne, junge und gerade Stämme seyn, noch ohne Vorwissen der Förster und Jäger geschehen.

§. 2.

Da man das Zaun = und Spaltholz in gewissen Umständen so leicht nicht entbehren kann, so kann man solches in alten Wäldern, an den Orten, wo dergleichen Holz ohnedieß erstickt und verdirbt, mit Bescheidenheit und vorläufiger Anzeige erheben. Man

pflegt

pflegt gemeiniglich die Landstrassen und Wege damit auszubessern, oder die morastigen Wege damit zu überbrücken. Wo man aber Steine haben kann, da thut man auch viel besser, solche damit auszufüllen. Man ersparet dabey viel Holz, und die Wege werden ungleich besser unterhalten, wenn man noch nebenbey Gräben umherziehe, damit das Wasser absitze, oder, wo es der Grund leidet, Wasserbäume pflanze, als Felber, Erlen, Albern.

§. 3.

Also muß man auch die Weinstecken nicht von jungen geradem Holze, sondern von dem alten und ausgewachsenen, und zu rechter Zeit nehmen, damit sie desto länger dauern.

Funfzehntes Kapitel.

Vom Pechhauen und Künnruß.

§. 1.

So schädlich überhaupts das Pechhauen den Wäldern ist, so nützlich ist doch auch im Gegentheil dieser Gummi zu verschiedenen, so wohl hauswirthschaftlichen, als auch medicinischen Zufällen, welches veranlasset hat, daß man den Pechlern gewiße Sätze und Ordnungen zu halten vorgeschrieben hat. Die hauptsächlichsten sind ungefehr folgende:

I. Daß sie an keinen andern Oertern den Bäumen lassen sollen, als wo man es ihnen angewiesen hat. Man theilet ihnen zu diesem Ende den Wald in drey Theile ab, hievon haben sie jährlich nur einen zu benutzen, und fangen also nach drey Jahren wieder von vornen an, damit die Bäume jeden Theils zwey volle Jahre ausrasten können.

II. Ist ihnen durchgehends und aufs geschärfteste zu verbiethen, junge Bäume zu dem Ende zu gebrauchen.

III. Dürfen sie nicht mit Holzäxten, sondern mit ihren dazu gehörigen Instrumenten die Bäume reissen: denn man darf nicht in den Stamm hineinhauen, sondern nur blos die Schelfe oder Rinde ablösen.

§. 2.

Mit dem Pechhauen selbst wird also verfahren: man pletzet erstlich die Fichten und macht in die Scheibe herum in die Rinde drey, vier oder fünf Schnitte, die ungefehr eine Spanne lang seyn müssen (wenn man starke Bäume vor sich hat: denn welche nicht stark und ausgewachsen sind, die werden auch nicht so scharf angegriffen) und einer Hand breit von einander zu stehen kommen. Sobald nun die äussere Rinde oder Schelfe abgelöset ist, so dringt das Pech durch dieses Holz heraus. Dieses nimmt und schabet man mit einem krummen Messer herunter und fasset es in hölzerne Kübel.

 §. 3.

§. 3.

Hiemit ist aber die Sache noch nicht fertig, sondern das Pech muß alsdann erst ausgebrennt und geläutert werden. Hierzu haben die Pechler besondere Schmieröfen, die etwas grösser sind, als unsere gemeinen Stubenöfen, von Leim, viereckig und etwas länglicht aufgebaut. In der Mitte derselben ist der Hafen, in welchem das Pech schwitzen muß. Der Hafen hat aber in dem Boden gewisse Löcher, die halb so groß, als eine Erbse sind, durch welche das Pech in die unter dem Hafen gemachte Gruben fließet und erhärtet.

§. 4.

Nun auch was vom Künnruß zu melden: so wird solcher theils von den Künnstöcken, die man aus der Erde gräbt, theils von dem gemacht, was in dem durchlöcherten Hafen, in dem das Pech schwitzen mußte, von dem Harze übrig geblieben ist, wie es der erfahrne Herr Artius mit folgenden beschreibet: Das Harz wird in den Pechöfen nach und nach zerlassen, und was davon

von übrig bleibet, als das Caput mortuum, wird zum Künnruß gebraucht, da bauen sie in der Künnrauchhütte eine viereckigte, allenthalben bedeckte finstere Kammer, auf allen Seiten zugeschlossen, ausser oben auf, welches doch mit einem piramidenförmigen, spitzigen, überall ausgestreckten leinenen Sack gehäb besetzt ist. An die Seiten der Kammer machen sie einen länglichten Ofen, durch dessen Höhle der Rauch in die Kammer dringet, und sich oben im Sack anhänget. Der Ofen ist gewölbt, und hat vornen ein kleines viereckigtes Löchlein, darinn das in Stücken zerschlagene Caput mortuum vom Pech durch einen Jungen angezündet, und also damit so lange fortgefahren wird, so lange noch etwas vorhanden ist. Da gehet dann der Rauch aus dem Ofen in die finstere Kammer, und weil er sonst keinen Ausgang findet, so legt er sich oben in den kleinen Sack an und wird dick. Wenn man nun fertig ist, so wird der Sack von einem Jungen mit Stecken geklopft, daß der Ruß auf das Pflaster der Kammer herabfällt, welcher alsdann in Fässer gesammelt

 und

und also verkauft wird. Er giebt die schönste schwarze Farbe, die von den Buchdruckern, Mahlern, Schreinern, Färbern, Tuchmachern ꝛc. sehr stark verbraucht wird.

Sechszehntes Kapitel.

Vom Kohlenbrennen.

§. 1.

Mit dem Kohlenbrennen verfährt man beyläufig auf folgende Art: Die Köhler richten sich eine Grube oder Blatten zu. In diese wird in der Mitte eine Stange eingestossen, und werden vier Bäume, wie sie es nennen, um dieselbe gestellet, die man mit kleinem Holz so lang ausfüllet, bis die Löcher gleich voll werden, und rund herauskommen. Dieses nennen sie die Fülle, und hierinn wird zuletzt das Feuer angeschürrt. An diese Fülle wird das andere Abzugholz alles mit einander angelehnet, welches immer kürzer seyn, und in acht Abzügen in die

Runde herum geschlichtet werden muß, darnach werden kleine Aeste an das Abzugsholz angesetzet, damit das Feuer schön herausbrennen und das große Holz gut abglühen möge. Nachgehends wird der so zugerichtete runde große Haufen mit Mist, und auf dieses mit Erde oder Wasen zugedecket. Wenn das alles geschehen ist, so wird die große Stange herausgethan, und das Feuer und die brennenden Scheiter in das tiefe Loch hineingeworfen, durch welche das kleine Holz angezündet und zu Kohlen gebrannt wird. Die Fülle aber wird oben mit Wasen zugedeckt, damit das Feuer nicht Luft bekomme, und das Holz in die Asche verfliegen möge. Es muß aber die Fülle wohl in Obacht genommen und nicht lange leer gelassen, sondern des Tags zweymal und des Nachts auch so oft, von neuem gefüllet werden: denn wo solche nicht bald nachgefüllet wird, so setzet sie sich, und fället alles über einen Haufen zusammen. Wenn nun der auf diese Weise zugerichtete Haufen ausgebrannt ist, so räumet man die Erde beyseits, führet die Kohlen weg, und putzet

den Haufen wieder rein und sauber ab. Wo aber unter währenden Brennen das Feuer durchschlagen und herausfressen wollte, so muß man sogleich dessen Durchgang mit Erde oder Wasen verhindern.

§. 2.

Das Holz, so die Köhler hierzu gebrauchen, ist meist von Fichten, Tannen und Künnföhren. Wo man mit Buch- und Eichenwäldern hinlänglich versehen ist, da pflegt man auch Kohlen davon zu brennen, welche viel härter, als die erstern, und den Schlossern, Apotheckern, Chimisten ꝛc. um desto angenehmer sind, weil sie das Feuer länger erhalten.

§. 3.

Was wir schon alles in den vorhergehenden Kapiteln von der Schonung des jungen und schönen Holzes gemeldet haben, gilt hier ebenfalls, und schließe dieses Kapitel mit der wichtigen Anmerkung des Herrn Löhneisen: „Die Kohlhey (sind dessen Worte) soll nicht in jungen unerwachsenen oder unzeitigen Holz angelegt werden, sondern so viel möglich an solchen Orten und Stellen, da voll,

vollständig erwachsenes und wohlzeitiges Holz ist, oder wo sonst viele Storren und Krümmlinge, auch liegende und noch stehende verdorbene Bäume oder ungeschlachtetes Holz ist. Und sollen auch die Hammermeister und andere, denen aus den Wäldern Holz gegeben und angewiesen wird, solches in einem Monat zunächst fällen lassen, bey Verliehrung desselben angewiesenen Holzes, und sollen auch, so viel möglich, daran seyn, daß das Holz bald möge verkohlet und die Hey wiederum zugeschlagen und verheget werden. Nächstdem sollen sie zugleich alles Holz, so ihnen angewiesen worden, gutes und böses, allein die Stammbäume ausgeschlossen, aufarbeiten und abkohlen. Es soll sich auch, wenn der Kohlhaufen angezündet ist, der Kohlenbrenner weder bey Tag noch bey Nacht davon weg begeben, sondern so lange, bis derselbe ausgebrannt und das Feuer gelöschet ist, fleißige Achtung geben und Schaden verhüten, oder des also verursachten Schadens halber gebührliche Erstattung an Geld thun, oder in Mangel dessen, mit dem Leibe büssen.„

Sie-

Siebenzehntes Kapitel.

Von der Ausreutung der Wälder.

§. 1.

Wir haben zwar bisher gehöret, was immer zu Erhaltung der Förste und Wälder nöthig sey. Allein so nothwendig, als dieses ist, eben so nothwendig ist es auch in manchen Fällen, Wälder auszureuten, und in fruchtbare Getraide und Wiesengründe umzuwandeln, massen es diejenigen genugsam werden bezeugen können, die zwar grossen Vorrath am Holze haben, Mangel aber hingegen an Getraideböden leiden müssen. Man gebe sich nur die Mühe, diese Wahrheit von den alten Bauersleuten von dem Zustande der Länder und Felder in und nach dem dreißigiährigen Kriege auszuforschen.

§. 2.

Allein, ehe man diese gefährliche Unternehmung ausführen möchte, so verdienen fol-

folgende Bemerkungen wohl in Ueberlegung gezogen zu werden.

I. An was vor einem Ort der auszureutende Wald liege, ob er gutes oder schlechtes Holz bringe, und von welcher Gattung, ob er dick, zu Unterhaltung des Wildbrets, dünn, oder gar schon abgeödet sey.

II. Wie viel Tagwerk der Wald in sich halte, ob er Lehen allenfalls, und wohin er gehöre, ob er eigen, zehndbar rc. sey.

III. Ob der Unterthan vorhin genug, oder wenig Baufelder habe, wie er solche unterhalte, ob er Mittel, Vieh und Gesind genug habe, die neuen Gründe bestreiten zu können.

IV. Ob er ohne dies zu seiner Hausnothdurft mit Holz genug versehen sey, ob er mehr Nutzen als Schaden davon zu hoffen habe.

V. Ob die Ausreutung des Waldes der Obrigkeit oder dem Jagdeigenthümer nichts schade.

VI. Ob

VI. Ob der Uebernehmer so viel Vieh unterhalten könne, als er zur nothwendigen Dungung gebraucht.

§. 3.

Wir hätten zwar noch sehr vieler anderer nöthigen Stücke Erwähnung zu machen, allein da solche zum theil schon berührt worden, zum theil aber in den nächstfolgenden Kapiteln noch näher erörtert werden, so kommen wir vom allgemeinen zum specifiken, nämlich zu den verschiedenen Gattungen der Bäume selbst.

Zweiter Abschnitt.

Von den Waldbäumen insbesondere, und einigen Staudengewächsen.

Erstes Kapitel.

Von dem Eichbaume.

§. 1.

Die Lateiner nennen diesen Baum Quercum, das ist, einen schweren großen Baum, weil er ein hartes Holz hat, und groß und schwer aufzuwachsen pfleget. Andere leiten diesen Namen von quaerere her, das ist, nach etwas forschen und fragen, weil die Heiden in dem Irrwahn stunden, als redeten ihre Götter aus den Eichbäumen, daraus sie solche geschnizelt haben. Einige leiten auch den Namen Eiche von dem uralten

ten deutschen Wort Eigich her, weil die Alten, da noch keine Städte und Dörfer waren, unter den Eichbäumen und ihren grossen Aesten und Schatten zu wohnen pflegten, und ihnen also eigen (Aghium) waren. Die Früchte dieser Bäume nennt man daher auch Eicheln oder Eckern: den Ort aber, wo diese häufig stehen, einen Eichenwald. Die Schweine, so man hinein treibt, nennt man Eichelschweine, das Hineintreiben selbst heißt man aber in das Eckerich schlagen oder in den Techel laufen lassen. Von diesen Bäumen haben viele Oerter ihren Namen erhalten. So sind in Baiern die zween alten Bäume an der Donau bekannt, da vor alten Zeiten zween alte Eichbäume, die dem Gott Jupiter geweihet waren, sich vier Meilen weit von einander befanden, die eine an der Boget, die andere an der Schwarze, wo beyde Flüße in die Donau fallen, dahin die heidnischen Baiern ihre Wallfarten machten, und auch noch um das Jahr 512 nach Christi Geburt ihre Götzendienste daselbst, unter der Regierung ihres Fürstens, Herzogs Diethen, verrichteten,

teten. Doch sind hernach beyde Oerter verändert und zwey Benedictinerklöster dahin gebauet worden, die den Namen daher noch führen, Oberalteich und Unteralteich.

§. 2.

Wie sehr man zu den alten Zeiten die Eichbäume in Ehren hielt, bezeuget uns Lucan im dritten Buch:

— — — tremuere manus, motique verenda
Majestate loci, si robora sacra ferirent,
in sua credebant redituras membra secures.

§. 3.

Die vielerley Gattungen dieser Bäume überlassen wir den Natur- und Kräuterkundigen, wir reden von denen, die bey uns bekannt sind. Einige wachsen schmal und gerade auf, und werden zu den Gebäuden gebraucht. Andere haben hohe, große und starke Aeste.

— — — quae quantum vertice ad auras
aethereas, tantum radice in tartara tendunt.

Man sagt von dem Eichbaume, daß er dreyhundert Jahre ausdaure: denn im ersten Jahrhundert soll er wachsen, im zweyten stille stehen, und im dritten wieder abnehmen.

Cardanus berichtet, daß der Geschicht-schreiber Josephus melde: daß die Eichen des Patriarchen Abrahams noch zu seiner Zeit gestanden seyen, also wären sie gegen zwey-tausend Jahre stehen geblieben, wie es Cardan berechnet.

§. 4.

Ich wollte fast behaupten, daß unter den wilden Bäumen keine nöthiger und nützlicher seyen, als die Eichen. Woher wollten wir ein bequemeres Holz zu unsern Wein-Bier, und andern Fässern bekommen? wenigstens ist mir keines bekannt, woraus man Gefässe von solcher Größe und Dauer, welche zugleich Wasser halten, machen könnte, als das Eichenholz, welches wegen seiner besondern Beschaffenheit und Tüchtigkeit uns den nämlichen Nutzen leisten könnte. Die Grösse, Dicke und Länge dieser Bäume machen, daß sie zu den meisten Stücken, wo man Holz braucht, können angewendet werden, denn ob wir schon, wo es gerade und lange Tannen- und Fichtenbäume giebt, die Eichen nicht zu Sparren und Balken gebrauchen: so thun sie uns doch in andern

Stücken ungemein gute Dienste, so wohl zur Schönheit im Bauen, als auch zur Dauer und Festigkeit. Besonders schicket sich das Eichenholz zu den Wassergebäuden, zu Mühlwerken, Brücken, Dämmen: ja die auf dem Meer und grossen Strömen schwimmende hölzerne Festungen und Schlösser, die Kriegs- und Kaufmannsschiffe, sage ich, könnten ohne Eichenholz nicht bestehen, und gar nicht erbauet werden, weil kein Holz in der Welt gefunden wird, das sich so gut dazu schicket, dauerhafter ist, auch der Fäulung und eindringenden Nässe zu widerstehen vermag, als das Eichenholz.

§. 5.

Die starke Hitze, welche es bey dem Brennen von sich giebt, empfiehlt solches zur Feuerung; obschon, weil es einen scharfen, beissenden Rauch von sich stösset, und nicht so helle brennet, die Köche solches nicht gerne haben.

§. 6.

Die dauerhaften Werkzeuge der Handwerksleute, Wägen, Pflüge u. dergl. werden von Eichenholz gemacht, und zu allen, was in dem Wetter und Wasser dauern

 soll,

soll, und wozu man Holz nöthig hat, wird das Eichenholz erwehlet.

§. 7.

Der Nutzen, den uns das Eichenholz giebt, erstreckt sich noch weiter, als man denken möchte. Die schwarze Farbe an Seiden, Wollen, und Leinengeräth kommt meistentheils von den Eichen. Die in der menschlichen Gesellschaft so nützliche Sache, die Dinte, haben wir von der Eiche. Wie viel Schäfel und Säckel gut Getraid, so die Menschen genießen, oder womit man andere Thiere zu füttern pflegt, würden zur Schweinsmastung aufgehen, wo uns nicht die Eichbäume den Nutzen mit ihren Früchten, den Eicheln, verschaffeten: dieser Nutzen ist um so viel grösser, als nicht nur das Getraide dadurch erspart, sondern auch das Fleisch und der Speck von der Eichelmastung viel besser, als von irgend einer andern Frucht und Gattung ist.

§ 8.

Ich will nicht gedenken, was dem Wild vor großer Nutzen durch der Eichen Frucht, die

die Eicheln, zufließe, so, daß, wo keine Eichenwaldungen vorhanden sind, auch kein gutes Jagen gefunden werden kann.

§. 9.

Die Rinde des Baums dient den Rothgerbern zu Bereitung des Leders. Die von dem Stich einer besondern Gattung Schlupfwespen entstandene, und aus den Eichen hervorwallende Galläpfel dienen, nebst dem Holz, der an feuchten Orten wachsenden sogenannten Farbeichen, auch zur Färberey.

§. 10.

Das Laub der Blätter, ja, so gar das Moos, können uns so wohl grün oder frisch, als auch trocken oder dürr, nicht nur allein in der Arzneikunst, sondern auch in der Haushaltung gute Dienste thun. Ja, mancher arme Mann würde auf der harten Bank und Stroh schlaffen müssen, wenn er nicht einen Sack mit Eichenlaub gefüllt unter dem Leibe hätte, und zugleich auch in Ermanglnng des Strohes seinem Vieh ein Lager sowohl zur Reinlichkeit, als auch zur nöthi-

nöthigen Düngung des Feldes, von Eichenlaub bereiten könnte.

§. 11.

Nebst dem, was wir schon oben von den Baumschulen erwähnt haben, verfährt Herr von Carlowitz mit Pflanzung der Eichen auf folgende Art. Es ist nothwendig, sagt er: daß man vollkommen zeitige und reife Eicheln, welche von sich selbst von den Bäumen fallen, sammle, dieselbe an einem trockenen Ort, wo ihnen kein Frost schaden kann, ausbreite, damit die überflüßige Feuchtigkeit austrockne. Alsdann kann man solche auf einen Haufen zusammen schlagen, und bey entstehendem harten Froste mit Stroh oder Betten wohl bedecken, bey nachlassender Kälte manchmal umschlagen oder lüften, bis der Frühling, und mit demselben die Zeit der Pflanzung herankommt: da schüttet man sie in ein Gefäß mit Wasser, die oben schwimmende werden als untaugliche ausgemustert, und die auf dem Boden gehende in das hierzu bereitete Land verpflanzet.

§. 12.

Man könnte zwar diese Eicheln gleich im Herbst, oder vor dem Winter in das darzu bereitete Land bringen: weil sie aber dadurch allerhand Zufällen, als dem Ausgraben der wilden Schweine und der Krähen, oder auch dem Frost selbst ausgesetzt sind, öfters zeitlich auskäimen und im Frühjahre erst erfrieren: also thut man besser, daß man deren Verpflanzung bis in das Frühjahr erspare, da dann folgender Gestalt damit verfahren wird.

§. 13.

Man läßt ein Stück Land umackern, oder, welches noch besser ist, umgraben und wohl düngen, alsdann ziehet man entweder kleine Furchen oder schlägt eine Schnur an, und macht nach derselben mit einem Pflanzholz zwey bis drey Zoll tiefe Löcher übers Kreutz, daß allezeit jeder Eichenpflanze zwölf bis sechzehn Zoll in das Gevierte Platz bleibet.

§. 14.

In diese Löcher leget man die aufbehaltenen Eicheln nur über die Queer, damit, wenn

wenn sie bey dem untern spitzigen Theile austreiben, sie sowohl die Wurzel absenken, als auch den Keimen über sich schicken können: bedeckt sie wieder mit lockerer Erde, und erwartet ihr Hervorkommen, welches, nach Beschaffenheit der Witterung und des guten Erdreichs, in vier bis fünf Wochen geschiehet.

§. 15.

Je bessere Erde man dazu anwendet, je eher kommen sie hervor, und wachsen desto besser, wodurch man sehr viel gewinnet, und bey Zeiten schöne junge Pflanzen bekommt.

§. 16.

Diese junge Baumpflanzen muß man vom Unkraut und Gras, welches sie ersticken möchte, fleißig reinigen, und damit sie desto besser wachsen können, die Erde, doch ohne Beschädigung der Wurzeln und zarten Stämme, auflockern.

§. 17.

Also läßt man sie vier bis fünf Jahre stehen, alsdann kann man ein anderes Feld

wohl gebessert zurichten, die stärksten Bäume ausheben, und weil sie, wie alle Kernbäume, meistentheils nur eine einzige sogenannte Stechwurzel haben, schneidet man selbige, bis auf sechs bis acht Zoll, schräge, wie einen Rehfuß, mit einem scharfen Messer ab, und verpflanzet sie wieder in das zubereitete Land. Aber nunmehr müssen sie wenigstens zwey Fuß weit von einander bleiben, damit sie einander die Nahrung nicht rauben und wohl fortwachsen können.

§. 18.

Man hält davor, man soll diese jungen Bäume nicht beschneiden, sondern so, wie sie aus der ersten Baumschule kommen, wieder einsetzen. Es ist wahr, die rauhen Winde oder die Sonnenhize thun diesen gleichsam verwundeten Baumpflanzen weh: aber, wenn sie nicht beschnitten werden, so wächset das Bäumchen nur zu einem Busch und nicht in den Stamm: deswegen muß man selbige doch von den untern Aesten befreyen und also in die Höhe ziehen. Ja man darf auch einige oben stutzen, denn dadurch

treiben sie besser in die Wurzeln, und bekommen auch bessere Triebe in die Höhe. Das Stutzen muß nahe bey einem Auge geschehen, damit der Stamm wieder überwalle und der Baum gerade aufwachse.

§. 19.

Auf diese Art läßt man sie in der Baumschule stehen, reiniget sie aber immerhin vom Grase und Unkraut, damit ihnen nicht die Nahrung dadurch genommen werden.

§. 20.

Das Abstutzen der Wurzel ist darum nöthig, damit sie neben heraustreibe, und zu ihrer künftigen Verpflanzung an Ort und Stelle dauerhafter gemacht werde.

§. 21.

Nach dieser zweyten Verpflanzung läßt man sie noch drey bis vier Jahre stehen, in welcher Zeit, wenn die Witterung gut und die Erde oder das Land fruchtbar ist, dieselbe bis in die Höhe von fünf bis sechs Fuß aufschießen, und zur weitern Verpflanzung dien-

dienlich sind: man thut aber besser, daß man diese junge Bäumchen genugsam stark werden läßt, und sie alsdann erst zum zweytenmale versetzet, als daß man solche zu bald verpflanzet.

§. 22.

Damit es ihnen aber nicht allzuungewohnt sey, wenn sie aus einer guten Erde in geringere versetzt werden, so ist nöthig, daß man auch diesem vorkomme: deswegen läßt man an dem Ort, wo sie hingesetzt werden sollen, zwey oder drey Jahr vorher die Löcher in der gehörigen Weite graben, die Erde herauswerfen und sie neben oder bey den Löchern liegen, also füllen sich die Löcher bis zu der Zeit, da die jungen Bäume darein gesetzt werden sollen, mit Laub oder Gras, und die herausgeworfene Erde wird ebenfalls durch den Schnee und Regen gebessert, daß der Baum bald erwächset und freudig fortschlägt.

§. 23.

Die Löcher zu den Eichbäumen müssen wenigstens dreyßig Fuß von einander entfernt

fernt seyn, man kann aber doch, wenn man will, zwischen dieselbe noch übers Kreuz entweder junge Kirschbäume, oder auch allenfalls von Birn, oder Aepfelkern erzogene junge Pflanzen setzen.

§. 24.

Läßt man den Pflug über das ganze Land gehen, wo die Schule soll angelegt werden, und es ist Waldung in der Nähe, so wird der Wind von der Birken und Aspen Saamen genug bringen, daß von selbst ein Busch erwächst: doch muß man an den allzunahe gepflanzten Bäumchen nichts aufkommen lassen, damit ihnen die Nahrung nicht mangle.

§. 25.

Noch eine Ungelegenheit ist, daß die Bäume, wenn sie stark wachsen, nur in die Höhe aufschießen, folglich sich nicht selbst gerade halten können: daher, wo es seyn kann, und Pfäle ohne allzugroßen Nachtheil der Waldungen zu haben sind, so thut man wohl, wenn man sie anbindet und also auf-

recht

recht erhält, bis sie erstarken, sich selbst halten und den Wind widerstehen können.

§. 26.

Die Eichbäume kommen in sandigen Böden nicht gut fort, daher muß man einen ihnen anständigen Boden erwählen, z. B. sandschüßigen, von schwarzen oder auch rothen Letten, doch ist der erstere allezeit besser.

§. 27.

Haben wir doch in Baiern die schönsten Holzkulturs-Mandate, z. B. vom Jahre 1763. von der Pflanzung der Eichen, von der Schuldigkeit der Unterthanen, eine bestimmte Zahl pflanzen zu müssen. Woher kommt es doch, daß man gar nichts befolgen will, daß alles geschrieben, und schön sauber nichts ausgewirket wird?

§. 28.

Zum Beschluß will ich noch etwas zum medicinischen Gebrauch von den Eichbäumen aus bewährten Authoren hieher setzen.

Wein,

Wein, worin Eichenblätter, und die mittelste Rinde gesotten worden, sollen die Bauchflüsse heilen, und auch gut wider den Sand und Stein seyn.

Die frischen und grünen Eichenblätter gestossen auf eine Wunde gelegt, sollen sehr bequem heilen. Frische Blätter unter der Zunge gehalten, sollen den Sot vertreiben.

Das Wasser, so in den Höhlen und Gruben der alten Bäume befindlich ist, sagt man, daß man damit den Grind vertreiben könne, wenn man den Kopf damit wäschet.

Die zarten röthlichten, jung ausgetriebenen Blättchen in Wein gesotten und den Mund damit ausgewaschen, soll das von Flüssen herkommende Zahnweh vertreiben, und auch wider die Mundfäule helfen.

Zwey-

Zweytes Kapitel.

Von dem Buchbaum.

§. 1.

Der Buchbaum ist ein starker großer Baum, der nicht leicht faulet, daher pflegten die Alten ihre Bücher damit einzubinden und Trinkgeschirre sich daraus machen zu lassen. Man theilet diesen Baum hauptsächlich in zwey Gattungen ab: in die Hain oder Hagebuchen, und in die Tragbuchen, welche leztere ein viel härteres und festeres Holz haben. Herr Hering nennet auch eine Art Steinbuchen, und sagt davon, daß unter den Steinbuchen kein Buschholz zu wachsen pflege, so sich aber gleich vermehret, wenn die Steinbuche umgehauen wird.

§. 3.

Die Tragbuchen sind zur Mastung besser, weil sie ihre Buchenckern tragen, die viel zarter und besser sind, als die Eicheln, und

auch

auch von dem Wildbret begierig aufgesucht werden. Die Hain oder Hagebuchen haben ein härteres Holz, und leistet den Wagnern und dergleichen Handwerkern besonders gute Dienste. Die Tragbuchen haben fleischichte, glatte Blätter, die Frucht ist aussenher mit einem rauhen Häutlein überzogen, inwendig ist sie dreyeckig, mit einem subtilen glatten dunkelrothen Häutlein, eines anmuthigen, süßen und reitzenden Geschmackes, dessen Gebrauch aber den Menschen nicht sonderbar anzurathen wäre, weil sie gerne zu betäuben pfleget, gleichwie auch selbst die Schweine zu Anfang dieser Mastung etliche Täge ganz betäubt und schwindlich im Stalle umher taumeln. So eben giebt es auch auf der Mühl geschrotten eine gute Mastung für das Rindvieh: wie nicht minder auch, das sogenannte Buchöl, so daher kommt, allgemein bekannt ist.

§. 3.

Mit dem Buchholze oder Erziehung der Buchbäume wird es eben so, wie mit den Eichen, gehalten: diese aber können enger

gesetzt

gesetzt werden, ja, wo der Grund gut ist, macht man nur ein Jahr zuvor die Löcher in der Weite von 16 bis 20 Schuhen, nachdem das Erdreich ist: denn je besser der Boden ist, je weiter sollen die Bäume von einander stehen, damit sie zur tüchtigen Grösse gelangen: will man aber nur Stangenholz haben, so kann es bey zwölf oder wohl acht Schuhen bleiben. Wenn nun die Erde sich in diesen Löchern durch das eingefallene Laub oder Wasen gebessert hat, so stecket oder leget man in ein jedes Loch zwey, drey bis vier wohl zeitige Buchecken, da man, wenn man besorget, daß sie zu dicht kommen möchten, allezeit ein oder zwey von den jungen Bäumchen ausziehen, und anders wohin versetzen kann, oder man kann es auch damit halten, wie bey den Eichbäumen vorher gemeldet worden ist.

§. 4.

Aus den faulen Buchecken brennet man Waidasche zum färben.

Das Regenwasser, so in den alten Buchen stehet, soll, wie das von den Eichen, den Grind bey Menschen und Vieh vertrei-

ben, und das Decoctum der gesottenen Blätter, da sie noch zart sind, die Bauchflüsse stillen, nicht minder Zahnschmerzen, den Sand und Stein vertreiben, desgleichen deren zarte Blätter die Geschwülste und Geschwüre resolviren.

Drittes Kapitel.

Von dem Tannenbaum.

§. 1.

Die Tanne ist ein hoher Baum, dessen Stamm unten ohne Knoten, oben aber insgemein knötig ist. Forstverständige theilen sie in die weisse und rothe ein, deren Unterschied darinn bestehet: daß das Laub der weissen Tanne nicht so breit, grün und weich, als der rothen ist, hingegen sticht es härter, und ist auf dem Rücken weisser, als das andere Laub der rothen Tannen. Ferners theilet man diese Gattungen in die Männchen und Weibchen ab, deren jene

jene lange schuppichte Zapfen haben, in welchen kleine Nüsse, ungefehr einen Kirschkern groß, stecken, welche aber, wie Herr Porta aus dem Theophrast beweiset, bey dem Weibchen nicht zu finden sind.

§. 2.

Dieser Baum giebt an Höhe, Grösse und Ansehen dem Cederbaum nicht viel nach, so, daß davon das Sprüchwort herkommt: Die Tanne hat sich nicht zu beklagen, wenn die Cedern fallen, weil sie an dessen Stelle kommt und succedirt. In den Schriften und Geschichtbüchern macht man sehr viel Wesens davon. Er wächst gerade und sehr hoch aufwärts, daher er auch den lateinischen Namen abies, vom abire bekommen haben soll, weil er von der Erde immer vor sich hinweggehet, und fast zu einer übermässigen Höhe steiget. Und wer weiß, ob ihn nicht auch die Deutschen deswegen den Namen Tanne gegeben haben, weil er sich so sehr ausdähnt, und gerade zu in die Höhe strecket. Wenn er noch jung ist, so ist er von der Erde an mit Aesten stark besetzet,

die sich aber mit der Zeit alle nach und nach verlieren, so daß, fast der halbe Baum von unten auf ganz glatt und Aeste, los wird. Er ist schön anzusehen, hat ein immer grünendes Haupt, dicke Rinde und starke Wurzeln, die er aber nicht tief in die Erde, sondern nur in die flache Weite des Erdreichs strecket, und deswegen sehr oft von heftigen Sturmwinden ausgerissen und umgeworfen wird. Die Aeste hangen mit der Spitze auf die Erde herab, neigen sich abwärts, und haben in den langen, schuppichten Zapfen ihren Saamen verborgen. Sie stehen lieber in dem Schatten, als freyem Felde und in der Sonne, und lieben die hohen Berge.

Fraxinus in sylvis pulcherrima, Pinus in hortis,
Populus in fluviis, abies in montibus altis.

Er wächst ohne besondere große Mühe und Vorsorge auf, aber dessen Schatten wird nicht besonders angerühmet, wegen gewissen, schweren und giftigen Ausdünstungen, wovon Durantes meldet:

Effugias umbram, nocet abietis umbra veneni instar — — — —

Des

Des Tannenbaums gewöhnliches Verderben und Tod ist sowohl die Abkoppung des Gipfels, seiner Spitzen, als auch die Abschälung der Rinden, worauf Förster fleißige Obacht haben sollen, und solches den Gärbern und Färbern so leicht nicht erlauben, viel weniger aber den Weibern und Kindern gestatten, die große Stücke von der Rinde abschälen, und daraus für ihre Erdbeere, die sie zu Markte bringen wollen, sich Geschirre machen.

§. 3.

Die beste Säezeit hierzu ist spat im Herbst, da hingegen die Buchen und Eichen besser im Frühjahre geleget werden: denn diese werden den Winter durch von den Krähen und Wildbret ausgegraben: bey dem Tannensaamen aber hat man dergleichen nicht zu befürchten, und keimet gleich im Frühjahre hervor, und die Winterfeuchtigkeit contribuirt zu seinem Wachsthum. Das Nadelholz kommt überhaupt im sandigen Grunde lieber fort, als im starken, daher soll man auch solches Erdreich hierzu erwählen.

§. 4.

Die Tanne ist wegen ihres verschiedenen Nutzens und Gebrauchs sehr berühmt. Zu den Balken bey den Häusern ist es besonders gut: denn weil es viele Adern hat, und nicht viel Saft mit sich führt, so ist es leichter gegen andere Bäume, beschweret das Gemäuer nicht, und taugt doch zu grossen und schweren Lasten, hat aber dabey den Fehler, daß es gerne wurmstichig wird. Dieses Holz dienet auch gut zu Rinnen, Teichen, Wasserbäumen, Röstern und allem, was sonst unter der Erde gemacht und gebauet wird. Doch sind aber die Tannen von sumpfichten und morastigen Oertern hievon ausgenommen, mit denen man bey den Gebäuden schlecht bestehen würde. Allein sie ersetzen diesen Abgang damit, daß sie wegen ihrer Länge und Stärke bey dem Schifbau, zu Mast- und Seegelbäumen besser gebraucht werden, wie Plinius in seinem sechszehnten Buch, im vierzigsten Kapitel, eines dergleichen Tannenbaums erwehnet, der so dick gewesen seyn soll, daß ihn nur vier Männer ganz umklaftern hätten können. Ausserdem taugt

taugt das Tannenholz auch zu Brettern, Dielen, Latten, Schindeln, Ober und Unterböden, Trögen, Täfelwerk und dergleichen. Die Tanne ist nicht minder ein gutes Brennholz, und wird zum Brauen sehr gesucht. Es ist auch eine von den thönenden und klingenden Holzarten, die man zu den musicalischen Instrumenten verbrauchet, wie dann David, und das ganze Haus Israel mit ihm, als sie die Lade Gottes aus dem Hause Abinadab führten, mit allerhand Seitenspiel vom Tannenholz vor dem Herrn gespielet haben. Siehe das 2te B. Sam. Kap. 6. Freilich wünschte ich die Gattung dieser Instrumente näher bestimmt zu wissen — doch genug, es war einmal ein musicalisches Holz.

§. 5.

Die Tannen führen auch zwischen ihren Rinden einen gewissen Saft, Harz oder Gummi, mit dem man oft, statt venetianischen Therpentin, stark betrogen wird, man verkauft auch oft diesem gemeinen Walrauch statt Weyhrauch, weil er solchen ganz gleich kommt, wie Plinius im 16ten Buch Kap. 10.

meldet: tam similis thuris, ut mista visu discerni non queat. Dieses Harz hat in der Medicin sonst vielen guten Nutzen, es heilet die Wunden, Schäden und Geschwüre, die Krätze bey Menschen und Vieh ꝛc. das Tannenharz ist übrigens warm und trocken im dritten Grad.

Viertes Kapitel.

Von den Föhrenbäumen.

§. 1.

Die Föhren werden in zwey Gattungen abgetheilet: denn entweder hat der Stamm eine röthlichte Rinde, ist glatt, und wächst gerade vor sich in die Höhe, oder er hat keinen so geraden und glatten Stamm. Diese heißt man Kühnföhren oder Kiefenbäume; jene aber glattweg Föhren, und sind diese Föhren zum Bauwesen sehr nutzbar. Man braucht sie auch zu Brunnenröhren, weil sie lange dauerhafte Bäume un-

ter der Erde sind, desgleichen auch zu Latten-holz und Weinstecken.

§. 2.

Die Kühnföhren wachsen sehr in die Höhe, lieben einen sandigten Boden, und sind mit vielem Harz und Pech begabt: Sie tragen dreyerley Früchte, davon eine das Jahr zeitiget, die andere das folgende Jahr reif wird, und die dritte zu blühen anfängt. Sie lieben sowohl, als die Tannen, die Berge, und giebt auch die Erfahrung, daß sie dort weit schöner, grösser, ansehnlicher und stärker werden, als wenn sie auf flachem Lande oder im freyem Feld gestanden wären. Dieser Baum hat nur eine Wurzel, und wenn diese, wie es öfters geschieht, voller Kühn wird, so ist es mit dem Baum geschehen, denn das Harz hindert, daß der Baum aus der Erde seine Nahrung nicht mehr an sich ziehen kann, und also ersticken muß. Die Kohlenbrenner wissen sich diesen Zufall meisterlich zu Nutzen zu machen. Denn, wenn sie solches merken, so graben sie die Wurzeln aus,

aus welchem hernach von ihren Pech, Wagenschmier und Harz ausgesotten und gekocht wird.

§. 3.

Im übrigen giebt das Holz von diesem Baum vielen Nutzen: denn er wird stark unter die Kessel von den Bierbräuern gekauft, weil es wegen seinem Harze bald Feuer fängt und leicht brennt, ob es gleich einen starken und dicken Rauch von sich giebt. Die Bauern pflegen auch Schindeln daraus zu machen, sie sind aber ihres Peches halber, wegen schneller Feuersbrünste, nicht wohl anzurathen. Die Schreiner und Tischler brauchen dies Holz ebenfalls zu ihren künstlichen eingelegten Arbeiten.

§. 4.

Die Blätter in Eßig gekocht und den Mund damit ausgewaschen, sollen die Zahnschmerzen stillen, dieß soll eben das Kühnholz selbst bewirken. Die gestossenen und aufgelegten Blätter, heißt es, lindern die hitzigen Geschwülste. Das Laub oder die Rinde für sich selbst gebraucht, oder mit

Ho,

Honigwasser getrunken, sagt man, soll den Lebersüchtigen gesund seyn, und auch den Bauchfluß stillen; und den Urin treiben, wenn man Wegerichwasser mit rothem Wein trinket, darinnen man die Rinde gekochet habe.

Fünftes Kapitel.

Von dem Fichtenbaum.

§. 1.

Die Fichte kommt mit dem Tannenbaum sehr viel überein, und wird von vielen eine weisse Tanne genennet: doch ist dieser Unterschied zwischen ihnen, daß die Tannenzweige sich abwärts strecken; da hingegen die Fichtenäste über sich gehen. Im Wachsen machen sie einen langen und geraden Stamm.

§. 2.

Die Früchte von den bey uns bekannten Fichten sind die Tannenzapfen, in welchen sie

sie ihren Saamen haben, welche, wenn sie noch frisch sind, und erst vom Baume abgepflücket worden, zwar nicht übel riechen, jedoch aber voll Harze sind. Doch, was ist es Wunder, daß diese Früchte diese Eigenschaft an sich haben, da in den Stämmen und Aesten der Bäume durchgehends ein gar fetter und pechichter Kern, oder ein harzigtes Mark zu finden ist. Man kann sie sowohl, als die Kühnföhren, bey allerhand Gebäuden treflich nutzen, und ob sie schon nach einiger Zeit schwinden und krumm zu werden pflegen, so leiden sie doch lange Zeit keinen Anstoß von der Fauiung, oder von den Holzwürmern, weil ihnen das Harz dieses Baumes zu scharf und zu herbe ist.

§. 3.

Dieser Baum wächst gern an kalten Oertern, wie es Virgil im zweyten Buch Georg. beweiset:

— — — sceleratum exquirere frigus
difficile est, picae tantum, taxique: nocentes
interdum, aut hederae pandunt vestigia nigrae.

§. 4.

Eine Bähung von der Rinde gemacht, treibet den Urin, die Geburt und Afterbürde. Die obersten Gipfel sind gut in Getränken für den Scharbock: das aus den grünen Zapfen gebrannte Wasser vertreibt die Runzeln im Angesicht, und lindert die großen Brüste. Die Essenz und das Extractum aus den Zapfen nützen in dem Scharbock und das aus dem Holz destillirte Oel vertreibt die Warzen und Zittermähler.

Sechstes Kapitel.

Von dem Eibenbaum.

§. 1.

Der Eibenbaum hat den Namen von dem deutschen Wort Eib, welches vor Zeiten so viel galt, als bey uns das heutige Wort Armbrust: denn unsere Alten waren gewohnt, von diesem Holz die Bögen an die Armbrüste und anderes Schießzeug zur

Kriegs,

Kriegsrüstung zu machen, die sie dann dortmals Eib nannten.

§. 2.

Dieser Baum wächst gern an schattichten Oertern, in Wäldern sowohl als auf freyem Felde, sonst wird er auch in großen Gärten gehalten: er gehet mit einem geraden Stamme in die Höhe, hat ein sehr dunkles und schwarzgrünes Laub, und trägt schöne rothe Beere, die sehr saftig sind, und den Saamen beschließen, welchen eine gewisse Art Vögel sehr lieben. Das Holz ist auswendig mit einer graulichten Rinde überzogen, innwendig aber sieht es schwärzlicht aus. Es wird von vielen geglaubet, daß nicht allein der Baum an sich selbst, sondern auch sein Schatten schon giftig sey, wiewohl die Beere desselben ohne Schaden genossen werden können, und das Holz wider vielerley Fälle am bloßen Leibe getragen wird.

§. 3.

Suetonius erzehlet vom Kaiser Claudius, daß er öffentlich habe verkünden lassen,

sen, wie nichts so gut und heilsam gegen den giftigen Schlangenbiß sey, als eben der Saft von dem Eibenbaum, wenn man ihn äusserlich gebrauchet. So hat man auch aus der Erfahrung, daß man Mäuse damit vertreiben könne, so ferne man das Holz anzündet, und einen Rauch damit machet.

Siebentes Kapitel.

Vom Birkenbaum.

§. 1.

Dieser Baum wird von dem Landvolke insgemein der Mayenbaum genannt. May hies in den alten Zeiten so viel als lustig, lieblich, und weil die Farbe an den grünen Gewächsen lieblich anzusehen ist, so nannten sie diese Zeit, da sie zu grünen anfiengen, May oder Wonnemonat, und pflegten daher zum Zeichen ihrer Freude, ihrer Freundschaft, ihrer Liebe, ihrer Nachbarschaft, den ersten Tag dieses Monats hin

und

und wieder die bey uns noch gewöhnlichen Mayenbäume auszustecken, die zwar, wegen den Schaden des Verlusts der schönsten und höchsten Bäume in Baiern, durch geschärfte Mandate verboten sind, leider aber, wie mehrere Gebote, gar nicht gehalten werden. Es giebt dergleichen bey uns fast aller Orten: denn weil die Birken kalten Boden lieben, so kommen sie überall auf. Wo die mitternächtliche Seite der Wälder hinsieht, da der Schnee sich nicht so bald verlieren kann, wachsen sie auch gerne, und sind in ihrer Nahrung nicht eckelhaft, sogar, daß sie auch in alten Mauren und Steinwänden genug Saft für sich finden. Sie sind zähe, und weil sie leicht gebogen und geflochten werden können, dienen sie zu Kehrbesen, Reiffen, Körben und Kretzen. Wo man es in Ueberfluß hat, ist es gut zum Brauen, nicht aber zum Malzdörren: denn weil es Harz in sich hält, und die Rinde in der Flamme einen üblen und schädlichen Geruch von sich giebt, so möchte dieser Rauch und Dampf in das Malz sich ziehen, und dem Bier einen unangenehmen Geschmack verursachen.

§. 2.

Die Birken tragen besondere Knöpfchen, worinnen der Saame enthalten ist, welcher zu Ende des Augusts oder im September reif wird. Man schneidet zu solcher Zeit diese Knöpfchen sammt den Reisern, woran sie hangen, ab, bringet sie an einen trockenen Ort, damit sie nach und nach dürre werden, da man sie alsdann ausdreschen und den Saamen in das zubereitete Land aussäen kann. Man muß sich in Obacht nehmen, daß der Saame, weil er klein ist, nicht zu tief unter die Erde komme, daher geht es nicht an, daß man mit der Egge darüber fahre, ein hölzerner Rechen mit etwas kurzen Zähnen, kann das beste thun. Die Birken lassen sich nicht gerne versetzen, daher muß man sie an dem Ort lassen, wo sie hingesäet worden sind. Diese Bäume sind, wie oben gemeldet worden, mit allerley Land zufrieden, und kommen in allen Gegenden, trockenen und nassem Grunde, sogar in den kältesten Nordländern, fort. Sie nehmen mit Sand und steinigten Boden vorlieb, werden auch weder durch Kälte noch durch

Wind beschädiget, und sind selbst an den Oertern, wo sonst kein anderes Holz zu wachsen pflegt, anzutreffen.

§. 3.

Im ersten Frühlinge, wenn der harzige Saft anfängt in das Birkenholz zu kommen, und aus den Wurzeln über sich steiget, so bohret man mit einem Bohrer in den Stamm, da dann das sogenannte Birkenwasser nach und nach heraustreufelt. Dieses soll besonders trefliche Dienste verschaffen wider den Stein und der Nieren und der Blase. Man sammelt es nicht zu einer Zeit, doch aber meistentheils im Merz und April, wo ihm, wie dem Bier, Hefen gegeben, und es an die Sonne gesetzt wird, so bekommt es einen desto angenehmern Geschmack, und läßt sich ein ganzes Jahr über wohl verwahren und aufheben. Die, welche mit Käsemachen umgehen, pflegen den Saft der Birkenblätter unter ihre Käsrinnen zu nehmen, wodurch dann die Käse wider alle Fäulnis und Maden versichert seyn sollen.

§. 4.

Die Römer haben sehr viel von diesem Baum gehalten. Sie machten die zwölf Büschel (fasces) daraus, in die man in die Mitte ein starkes Beil hineinsteckte und dem amtierenden Burgermeister vortrug, und ihn daher Plinius den erschrecklichen Baum nannte, der es auch heut zu Tage bey unsern Kindern ist.

Achtes Kapitel.

Von dem Lindenbaum.

§. 1.

Der Lindenbaum ist ein großer, hoher, breiter und schattenreicher Baum, der deswegen auf die Höfe, auf die grossen Märkte und Plätze, und freyen Strassen Alleenweis gepflanzet wird.

§. 2.

Wir wissen bey uns von zweyerley Gattungen, das Weibchen und das Männchen.

Jenes schießt sehr hoch in die Höhe, die Rinde sieht bräunlich aus, das Holz ist weiß, allein nicht gar zu hart. Die Blüthen riechen wohl. Die Früchte sind runde Beere, welche einen kleinen schwärzlichen Saamen in sich haben. Das Männchen wird von diesem unterschieden, indem sein Laub nicht eben so glatt, sondern etwas rauher ist, und diese Art gar selten Früchte bringt.

§. 3.

Das Holz dienet zu verschiedenen Arbeiten der Tischler, Bildhauer, Drechsler, Schreiner ꝛc. überdieß ist es auch ein gutes Brennholz, das gute Kohlen giebt. Die Bauern machen aus der zarten Rinde, welche zwischen des Baumes äusserster Schaale und dem Holz liegt, den bekannten Lindenbast. Selbst den Gelehrten diente es ehemals statt ihres Pergaments oder Papiers, zu ihren Schreibereyen.

§. 4.

Merkwürdig ist, was man fast in allen ökonomischen Büchern lieset, und Herr D.

Bar-

Bartholin besonders aufgezeichnet hat, daß nämlich zu Buxtehud (kleine Stadt und Festung im Herzogthum Bremen) ein Soldat von ungefehr achtzehn Jahren mit dem bösen Geist besessen gewesen sey, von dem man nie ein verständiges Wort vernommen hätte, und wenn es geschehen wäre, jedoch in keiner andern Sprache, als in der man ihn gefraget. Dieser habe in seiner tollen Weise, da ihn die Raserey überfiele, von den stärksten vier Cameraden nicht gehalten und gebändiget werden können. Als dieser einst wieder in der größten Wuth war, habe ein dabey stehender Unterofficier den Vorschlag gethan, man sollte ihm Hände und Füße mit lindenem Rindenbast binden, und zusehen, wie er sich hernach gebehrden werde. Es geschahe, und er wurde an Händen und Füssen ruhig. Weil er aber noch den Kopf hin und wieder schlug, so wurde dieser auch mit Bast umfasset, und hierauf gab er sich gänzlich zur Ruhe.

§. 5.

Lindenblüthe rühmet Dodoneus wider die fallende Sucht, Schlag, Schwindel und an-

dere Schwachheiten des Haupts, die von der Kälte herkommen.

Gebranntes Lindenblüthewasser mit schwarzen Kirschwasser vermischt, soll ein vortrefliches Mittel für die Kinder in Fraischen seyn.

Der Saft, so aus dem Mark fließet, wenn man den Baum stümmelt, getrunken, soll den Stein zermalmen.

Neuntes Kapitel.

Vom Eschen- oder Espenbaum.

§. 1.

Der Eschenbaum wächst hoch und dick, und breitet sich mit seinen Aesten gar weit aus, unter welchen die kleinsten hohl und mit weissen weichen Mark erfüllet sind. Die Rinde am Stamm und Aesten ist glatt, das Laub lang, rundum eingekerbt, und sitzet paarweise an den kleinen Stielen, an denen jedoch allezeit vornen an der Spitze nur ein ein-

einziges zu finden ist. Die Saamen stecken in langen Hülsen, welche, wegen ihrer Gestalt, Vogelzungen genennet werden.

§. 2.

Das Eschenholz ist das beste Stellmacherholz, und es lohnet sich gewiß der Mühe, mit dessen beständiger Fortpflanzung fortzufahren. Man säet sie im Herbste drey Zoll tief in gute, mit Mist zubereitete Erde, so werden dann auf das Frühjahr die jungen Eschen nicht anders, als Teichrohr, so gerade aufschießen. Im vierten und fünften Jahre sind sie gewiß zum Versetzen tüchtig.

§. 3.

Das Sägmehl von diesem Holz in Wasser eingegeben, soll gut seyn in der Lungensucht, Ruhr und Grimmen, und das aus den Blättern destillirte Wasser in den Nierenschmerzen und Seitenweh. Herr D. Weber will sogar versichern, daß ein Kind, so öfters in Muldern oder Badwannen von Eschenholz gebadet werde, zeitlebens vom Fraisch befreyt seyn solle.

Zehntes Kapitel.

Von dem Lerchenbaum.

§. 1.

Der Lerchenbaum geräth in den tyrolischen und steyermärkischen Gebürgen sehr häufig. Er wird ein großer Baum, auch an Blättern und Gestalt den andern Harzbäumen nicht viel ungleich. Er hat ein hartes Holz mit dicken Rinden, die inwendig roth sind. Er hat viele Aeste, welche zähe sind, wie die Weiden, gelber Farbe und schmackhaften Geruches. Die an den Aesten herumwachsenden Blätter sind dicht, lang und weich. Die Frucht ist den Cypreßnüssen gleich, doch etwas weicher. Die jungen, im Frühling hervorsprossende Nüsse sind purpurfärbig, und eines guten Geruches. Er verlieret zu Zeiten im Winter seine Blätter. Sein Holz ist sehr fest, besonders der Kern, und hat eine röthlichte Farbe.

§. 2.

An diesen Bäumen, besonders wenn sie zu veralten anfangen, wächst ein weicher und weisser Schwamm, denn die Arzneyverständige Agaricum nennen. Dieser wird zu Purganzen gebraucht; ist wieder das Grimmen; warm im ersten und trocken im zweyten Grad; er löset ab, öfnet, zertrennet, treibet den zähen Schleim, und theilet die Galle; reiniget Magen, Leber und Milz. Den schwarzen Lerchenschwamm nennet man das Männchen, und den weissen das Weibchen, welcher für besser gehalten wird.

§. 3.

Ein Quintchen Lerchenschwamm, so, wie er wächst, eingenommen, soll, nach Herrn Durantes Zeugniß, den Menschen von den Würmern befreyen, das Hirn stärken, das Haupt reinigen, das Gedächtniß stärken, den Schwindel vertreiben.

§. 4.

Das Harz wird auch sehr stark anstatt des Terpentins gebraucht. Zwey Loth sollen

len gut und sanfte den Leib reinigen, und obige nämliche Wirkungen haben, und mit Honig vermischt, in Husten und Catharrum, ständen sehr dienlich seyn.

Eilftes Kapitel.

Von dem Ahornbaum.

§. 1.

Es giebt zweyerley Gattungen des Ahornbaumes (Platanus). Einer hat Blätter fast wie das Weinbeerlaub, wächst groß, und giebt einen lieblichen Schatten. Die Blätter hangen an langen, dünnen, röthlichten Stielen, auswendig weißlicht. Die Frucht ist rund, klein, schuppicht, rauh und gleichsam mit einer Wolle überzogen, wächst gerne am Wasser und an frischen Brunnquellen. Eine andere Gattung Ahorn ist mehr staudenartig, hat eine glatte Rinde, und das Holz ist innwendig weiß und zähe, die Blätter sind wie dreyeckicht, tief eingeschnit-

ten und hängen an kleinen rothen Stielen. Die Blumen sind grünlicht, nach welchen die Früchte oder Beere folgen, je zwey und zwey an einem Stängel.

§. 2.

Die Blätter sind feuchter und kalter Natur: die Rinde und Früchte aber etwas trockener Natur; und werden die erstern für Hitze und Flüße der Augen, die letztern aber für Zahnweh, Grind und Räudigkeit gebraucht.

Zwölftes Kapitel.

Von dem Rüstbaum.

§. 1.

Es giebt verschiedene Gattungen des Rüstbaums (Ulmus). Der, so in den Feldern wächset, wird ein hoher, großer weitästiger Baum. Die erste Baumrinde ist dick, rauh und aufgerissen; die inwendige aber

aber ist zähe, das Holz hart und gelblicht, hat ganz krause, länglichte und gekerbte Blätter, mit Bälgchen meist belegt, die inwendig eine Feuchtigkeit und hernach kleine Mückchen in sich haben.

§. 2.

Das Laub, ehe noch die Mückchen darin wachsen, ist dem Vieh ein angenehmes und gesundes Futter. Das Holz ist sehr unbiegsam und wird daher zu Gabeln, Wagendeichseln ꝛc. sehr stark verbraucht, und hat auch dieser Baum, wie der vorherstehende, vielen Nutzen in der Medicin.

Drei-

Dreizehntes Kapitel.

Von dem wilden Kastanienbaum.

§. 1.

Da diese Gattung Bäume fast jedem Bauernjungen ohnehin bekannt genug ist, so, daß nichts mehr davon geschrieben werden kann, so wollen wir mit dessen Beschreibung nicht verdrüßlich fallen. Sie blühen sehr frühe, und fällt ihre Blüthe, wegen der artigen Untermischung der rothen und weissen Farbe, überaus wohl in die Augen. Die Nüsse derselben sind mit einer stachlichten Hülse eingefasset, welche meistentheils zwey Nüsse, so mit braunen Schaalen umgeben sind, in sich führet, im September aber aufspringt und die Nüsse fallen läßt. Diese Nüsse kann weder Vieh noch Mensch genießen, doch will man sagen, wenn sie acht oder neunmal mit heissen Wasser abgebrühet würden, doch so, daß man die Nüsse vorher ein wenig öfne, so

sollten

sollten sie hernach die Bitterkeit verliehren, und die Schweine die Kerne fressen. Das Holz taugt ins trockne zum Bauen, zum Feuer aber nicht viel, denn es hält keine Hitze und verlöschet gleich.

Nun wollen wir auch etwas vom Wassergehölze hören.

Vierzehntes Kapitel.

Von den Erlenbäumen.

§. 1.

Ein vortreflich gutes Brennholz geben die Erlenbäume, dienen zur Färberey und Lederbereitung, wachsen schnell, und in denen daraus gearbeiteten Schreinerstücken, z. B. Bettladen und Getäfel, sollen sich keine Wandläuse aufhalten, ja, mit dem Erlenlaub die Flöhe und ander dergleichen Ungeziefer vertrieben werden.

§. 2.

Zu Gebäuden im Trockenen will man dieses Holz nicht loben; aber zu Wasser- und Müh-

Mühlengebäuden, oder wo man wegen Morasts keinen Grund hat und doch bauen will, da hat man kaum ein besseres Holz zu Pfählen, als dieses.

§. 3.

Sie wachsen in nassen Oertern sehr schnell auf: und wenn sie auch abgehauen werden, so treiben sie doch bald wieder, so, daß man die Erlen an einigen Orten alle zehn oder zwölf Jahre hauen kann.

§. 4.

Deren Fortpflanzung geschiehet am besten durch den Saamen, welcher in den schwarzen Knospen sich befindet: dieser wird spät, und erst im October, oder gar im November reif. Man sammelt diese schwarzen Knospen, leget sie an einen temperirten Ort, und, wenn sie trocken sind oder aufspringen, so klopfet man den Saamen heraus, welches mit geringer Mühe geschehen kann, wenn man sie in einen Sack thut, und mit einem Stock darauf schlägt.

§. 5.

Wenn man den Saamen aussäen will, so ist es gut, daß das Land vorher von dem Moos gereiniget, der Saame etliche Täge zuvor mit nassen Sand vermischt, und dadurch sowohl erweichet, als abgesondert werde, daß er nicht gar zu dichte auf das Land falle.

§. 6.

Herr Carlowitz hält dafür, daß man die Erlen, gleich den Weiden, fortpflanzen könne, und läßt die jungen Aeste in der Länge von drey bis vier Schuh abschneiden, mit dem untern Ort einen Fuß tief oder etwas mehrers den Winter in nasses Erdreich oder Moder bundweis stecken, im Frühjahr aber, nachdem man mit einem großen Locheisen, in nöthiger Tiefe und Weite, ein Loch in den Boden gestossen, Stück vor Stück, gleichwie die Weiden oder Felbenstöcke, einsetzen, da sie dann bald fortwachsen sollen. Gleicherweis sollen auch die abgehauenen Wurzeln, wenn sie in einen morastigen oder beständig nassen Boden eingelegt werden, zu Bäumen ausschlagen.

§. 7.

Wenn man das grüne Laub, da es noch vom Thau naß ist, in die Zimmer ausstreuet, vertreibet man damit die Flöhe. Die über Landgehenden legen es in die Schuhe, und halten es für eine Erleichterung ihrer Müdigkeit. Die Frucht kann man nur zur Dinte gebrauchen, weil sie, wie die Galläpfel, eine schwarze Farbe von sich geben. Die Blätter leget man auf hitzige Geschwulsten auf. Die Rinde, mit Wasser und Wein gesotten, und warm im Munde gehalten, ist gut wider die hitzigen Geschwülste des Zahnfleisches und der Zahnschmerzen, ein wenig Alaun darzu gethan, stärket das Fleisch.

Funfzehntes Kapitel.

Von den Weidenbäumen.

§. 1.

Die bekanntesten Gattungen der Weiden sind folgende:

1. Die Bruchweide, welche sehr mürbe und brüchig ist, aber sehr geschwinde wächst, und vieles Holz giebt.

2. Die gelbe oder zähe Weide ist sehr feste, und zum Verarbeiten wohl zu gebrauchen.

3. Die rothe Weide sieht zwar schön aus, ist aber an der Güte nicht viel besser, als die Bruchweide.

4. Die Saalweide, diese findet man auch in den Wäldern, läßt sich aber ohne Wurzeln nicht gut fortpflanzen, es sey denn in einem nassen Grunde, und dennoch ist es sehr mißlich: mit

der

der Wurzel aber tritt sie auch auf Bergen und dürren Hügeln an.

5. Die Buschweide wächset gerne am Wasser, und ist, besonders wo das Wasser Schaden thut, gar nützlich zu gebrauchen, indem selbige, statt eines Zaunes, die besten Dienste leistet.

6. Die Pappelweide wächset unter allen am gleichesten und höchsten, bringt auch den meisten Nutzen.

§. 2.

Bey Anpflanzung der Weiden muß man vorzüglich dahin sehen, daß man einen guten Grund dazu ausersehe. Sie kommen aber gut fort in einem feuchten und tiefen Grunde, am besten aber am Wasser, an Bächen und Flüssen; doch kann man es auch an Oertern wagen, die nur etwas von Feuchtigkeit haben, wo man sich aber alsdann bey trockener Witterung gefallen lassen muß, im ersten und zweyten Jahre sie öfters zu begießen.

§. 3.

Ist der Grund sandigt oder voller Kieß, so verfährt man also: man macht ein Loch drey Schuh tief ins Quadrat, ein Jahr vorher, ehe man selbige anpflanzen will, wirft den Kieß heraus, und füllet es mit guter Erde an. Das Jahr darauf setzet man die Pflanzen oder die von den Aesten und Trieben gerade abgehauenen Stangen im Merz oder April hinein, und begießet sie zuweilen, so werden sie gut fortkommen. Kann man aber Wasser dazu hinleiten und sie wässern, so ist es noch besser, weil sie da eher ausschlagen, stärker in das Holz schieben und folglich mehr Holz geben.

§. 4.

Die Pflanzen müssen etliche Schuh lang seyn, und tief in die Erde kommen, denn wenn sie zu kurz sind, so macht das Vieh großen Schaden daran, theils durch das Abfressen der jungen Triebe, theils auch selbst der Neid durch unzeitiges Abhauen und Bechneiden.

§. 5.

Kann man aber lange Pflanzen nicht wohl bekommen, so lasse man ein oder zwey Stücke der stärkesten jungen Gerten, etwa eine Elle hoch, auf dem Stamme stehen, so werden die Pflanzer alsdann nicht nur allein erhöhet, sondern auf einem Stamme gleichsam zwey Bäume werden.

§. 6.

Wenn man auf solche Weise mit dem Weidenbaum verfährt, so bekommt er einen bessern Trieb, weil an diesen Zweigen die Schale nicht so hart, als an dem Stamme ist, mithin das Laub eher durchbrechen und ausschlagen kann, als an der alten Schale. Der Saft kann auch eher aufsteigen und zu seinem Triebe gelangen, und giebt auch mehr Holz.

§. 7.

Soll ein angelegter Weidenplan ein Ansehen haben, so müssen die Pflanzen nach der Schnur gesetzt und etliche Schuh weit von einander gepflanzet werden: man hat dabey den Vortheil, daß sie sich besser ausbreiten

und die Nahrung einander nicht wegnehmen. Am schönsten lässet es, wenn man sie, wie eine Allee, in zwey Reihen setzet.

§. 8.

Wo der Weidenbäume wenig sind, da kann man sie alle drey Jahre abhauen, hat man aber viele, so läßt man sie vier bis fünf Jahre stehen, weil sie alsdann mehrere und stärkere Zweige geben, länger aber soll man sie nicht stehen lassen, indem die Rinde zu zähe und zu feste wird, daß die Sprossen nicht wohl durchschlagen können, und die Bäume also in ihrem Wachsthum sehr verhindert werden, indem der Durchbruch der Sproßen erst im Junius erfolget, da die beste Zeit verstrichen ist.

§. 9.

Bey dem Ausschneiden der Weidenbäume, welches gemeiniglich im ersten und zweyten Jahre geschieht, ist sorgfältig darauf zu sehen, daß die Arbeiter vor allen die Gerten wohl aussuchen und die Spitzen daran lassen, weil sie alsdann eher ausschlagen

und

und fortkommen, als wenn sie abgeknickt oder abgehauen werden.

§. 10.

Es geschiehet oft, daß nach geschehener Abköpfung oder Abhauung der Weiden die Köpfe verdorren und wohl gar nicht wieder ausschlagen, welches hauptsächlich daher kommt, wenn die Weidenhauer aus Nachläßigkeit von oben herunter hauen, und also die Köpfe splittern, daß hernach die Sonne darauf fallen, den Saft austrocknen, und also den ganzen Stamm verderben kann. Diesem abzuhelfen, so müssen die Arbeiter angehalten werden, daß sie alle Stangen von unten hinauf hauen müssen.

§. 11.

Sollte es aber dennoch aus Unvorsichtigkeit geschehen, daß die Bäume beym Abhauen zu tiefe Wunden bekämen, so kann man das Verdorren der Bäume auf folgende Art verhüten. Man lege auf die Wunde Moos und decke es mit Erde zu, damit die Sonne die Wunde nicht weiter aufziehen und ausreissen kann, sondern der Saft die-

selbe vielmehr desto eher zusammen ziehe und verwachse.

§. 12.

Man hat auch Klugheit anzuwenden, wenn man viele junge, tüchtige Pflanzer haben will. Wenn der Weidenbaum ein oder zwey Jahre alt ist, so zeiget es sich, welche Aeste oder Triebe zu Pflanzern taugen. Diese muß man im Frühjahre auf den Bäumen fein beschneiden und ausputzen, wodurch die Triebe nicht nur allein höher werden, sondern auch die Wunde verwächset, ehe man die ordentliche Behauung vornimmt.

§. 13.

Weiden oder Felberblätter zerschnitten und mit etwas Pfeffer in Wein getrunken, soll gut seyn den Milzsüchtigen und wider das Bauchgrimmen, auch Blutausspeyen. Der Saft, von den Weidenblättern gekocht, vertreibt die Schuppen und lindert die podagrischen Schmerzen. Die Blätter stillen das Bluten frischer Wunden und ziehen zusammen. Die Rinden der Weiden zu Asche gebrannt, in Eßig gebaizt und übergelegt, vertreiben die Warzen und Hühneraugen.

Sechszehntes Kapitel.

Von den Albern und Aspen.

§. 1.

Es giebt zweyerley Arten der Albernbäume, nämlich der weiße Albernbaum, und der schwarze. Er ist ein gemeiner Inwohner und Zierde der Auen, hat schöne linde Blätter, inwendig mit weißlicher Wolle überzogen, er kann, wie der Felber, von seinen abgehauenen Stangen an feuchten Oertern leicht fortgepflanzet werden, er wächst zwar hoch, wurzelt aber nicht tief ein, und leidet daher oft Schaden von Sturmwinden: seine Rinde ist weiß und glatt, die Blätter eckigt, wie jene der Reben, aber kleiner und fetter, er hat ein weißes, weiches Holz.

§. 2.

Der schwarze hat breite, oben spitzige und etwas gekerbte, grüne und glatte Blätter, die an langen Stielen hangen. Sein

Holz ist gelblicht, und nicht so weiß, als am vorigen, läßt sich auch wegen seiner Härte schwerer von einander spalten. Bevor die Blätter an den Albern ausschlagen, so werdern erstlich länglichte Knöpfchen, etwas grösser, als ein Gerstenkorn, ganz fett, öhlicht, roth oder braungelblicht an der Farbe, ganz klebericht und eines angenehmen Geruchs, daraus endlich die Blätter erwachsen. Auf diesem Baume wachsen auch länglichte Zapfen, nach welchen träublichte Aeste kommen, mit runden Beeren besetzt, welche, wenn sie zeitig werden, wie eine Wolle verfliegen. Dieser wurzelt besser und fester ein, als die erste Art, er wächst auch höher und wird bisweilen an seinem Stamm ein Harz, wie an den Kirschbäumen, gefunden, welches eine Kraft zu reinigen und zu säubern hat. Die Rinde von den Albern gekocht, soll gut in Hüft- und Lendenschmerzen dienen, wie Serenus bezeuget:

Saepius occultus victa coxendice morbus
perfurit; et gressus diro languore moratur,
populus alba dabit medicos de cortice potus.

§. 3.

§. 3.

Der Saft von den Blättern, warm in die Ohren geträufelt, soll das Ohrenweh heilen. Die Albernsprossen zerstossen und mit Honig vermischt, soll die Dunkelheit der Augen vertreiben, desgleichen das Haar schön und lange wachsend machen. Die Wolle, sagt Jonston, stillet das Blut.

§. 4.

Der Aspenbaum (Tremula), hat den Namen von seinen durch die geringste Luft zitternden Blättern her; er hat noch dunklere Blätter, als der schwarze Albernbaum, auch härter und etwas runder, wächset nicht allein bey den Gewässern, sondern auch sonst in den Wäldern. Seine Kohlen nimmt man zum Schießpulver, und aus der Rinde macht man Fackeln, weil sie gerne und bald brennen.

Siebenzehntes Kapitel.

Von den Stechpalmen.

§. 1.

Wie holzverschwenderisch und auch zum Theil unnüze die Zäune sind, ist eine schon längst allgemein bekannte Sache. Wir wollen daher die todten mit lebendigen Zäunen zu ersetzen trachten, und vorzüglich von den Stechpalmen Erwähnung thun.

§. 2.

Der Name dieses Gebüsches, Stechpalme, kommt vermuthlich von seinen Stacheln her, er hat auch sonst noch verschiedene Benennungen, als Mausdorn, Zwieseldorn, Walddistel rc. Die Wurzel ist sehr zasericht, lauft meist nur zur Seiten aus, und greift nicht sonderlich in die Tiefe. Das Holz hat eine aderichte braune Farbe. Es ist ein niedriger Strauch, wird aber bey guter Pflege auch zu

zwey Ellen hoch. Seine Zweige sind zähe gestreifte Ruthen, mit harten aderichten Blättern, Winters und Sommers dichte besetzet, welche vornen einen harten Stachel haben. Sie wachsen aus den Ruthen gleichsam ohne Stiel; auf ihrer auswendigen Seite, recht in der Mitte, erscheinet die Blüthe anfänglich so klein, als ein Nadelknopf, welche sich hernach aufschleußt, und macht gegen den Herbst eine rothe Beere, wie an dem Spargel, darinn liegen zwey steinharte Saamen, deren jeder, wie eine große Erbse, und auf der einen Seite platt ist. Diese Pflanze blühet schon im Vorsommer, und zwar von Walburgis an bis Vitus, und weiter hin. Die Beere werden aber im ersten Jahre nicht reif, sondern müssen zwey Sommer zu ihrer Zeitigung haben, welche sie endlich im zweyten Jahre um Martini herum erlangen. Da nun dieses Gewächs dergestalt perennirend ist, daß es auch Sommer und Winter seine Blätter behält, so findet man auch an denselben immerzu reife und unreife Beere, welche eben wie die Blüten gleichsam in Büscheln und traubenweise

wachsen. Kann also jemand etwas angenehmers in die Augen fallen, als wenn er im härtesten Winter auf einem über und über mit gefrornen Schnee bedeckten Felde dergleichen aufs allerlebhafteste grünende Stauden mit rothen Beeren prangen sieht? gewiß, wer bey den Schönheiten der Natur nicht ganz unempfindlich ist, der muß über diese seltsame Pracht derselben gänzlich entzücket werden.

§. 3.

Diese Pflanze nimmt beynahe in jedem Boden vorlieb. Zum Saamen nimmt man die um Martini reif gewordenen Beere gegen Weynachten ab, zerdrücket sie ein wenig, daß das viscöse Wesen etwas davon kömmt, legt sie den Winter über in nassen Sand, und bringt solche im Frühjahr in das darzu ersehene Land, wo sie gleichwohl noch ein ganzes Jahr durch liegen, ehe sie aufgehen. Wo sie aber einmal Wurzel geschlagen haben, besaamen sie sich auch durch die ausgefallenen Beere von selbst. Zur Fortpflanzung hat man dreyerley Wege. Entweder

das

das Versetzen der jungen Schößlinge aus der Wurzel, welche aber nicht zu alt und noch nicht tragbar seyn dürfen, sonsten sie nicht leicht bekleiben. Oder das Ablegen von alten Stämmen, da man die Zweige derselben in die Erde bleget und mit Hacken befestiget, da man sie hernach, wenn sie Wurzel geschlagen haben, abschneiden, ausheben und weiter versetzen kann. Oder das Einlegen, da man kleine, wachshafte Zweige abgeschnitten, die Länge hin in die darzu verfertigten Graben legt und mit Erde bedecket, welche Fortpflanzungsart aber oft sehr mißlich ist. Sonst kann man sich auch des Pfropfens oder Ablactirens bedienen, um eine rarere Art derselben auf eine schlechtere fortzubringen.

§. 4.

Diese Pflanze hat einen zweyfachen Nutzen in der Oekonomie statt der lebendigen Zäune, und in der Medicin, wie folget. Ein Decoctum von den Wurzeln erweichet und befestiget die erhärtete und zerbrochene Glieder. Zerstossene Rinde der Wurzeln aufgelegt, heilet den Bruch. Aus der Rin-

de

de bekömmt man einen guten Vogelleim. Die Blätter, in Wasser gesotten, vertreiben den Husten und Seitenstechen. Gepulvert und enigenommen, dienen sie wider die Gelbsucht. Frisch aufgelegt, zertheilen sie allerley Geschwulst, und kühlen auf hitzigen Beulen. Die Beere frisch genossen, treiben den Stein. Getrocknet und gestossen vertreiben sie die Colic.

Achtzehntes Kapitel.

Vom Hollunder.

§. 1.

Ich setze zween Umstände zum Voraus, und zwar erstens, daß der Hollunder einer der gemeinsten und schlechtesten Bäume sey, und daher auch fast überall angetroffen wird, ob er wohl sonst einen treflichen Nutzen in der Arzney hat, mithin kann er auch gar leicht überall vervielfältiget werden. Zweytens ist bekannt, daß dieser

Baum

Baum leichte und auf allen Arten des Bodens fortkommt, denn man setzt ihn auch gemeiniglich an einem solchen Ort, wo sonst etwas anders nicht gerne wächst, und er muß immer abseits stehen, dem ungeachtet wächst er trotzig fort und schießt seine Wurzeln weit und breit durch die Erde; ja, wenn man einen alten Hollunderbaum mit Stumpf und Stiel ausrottet, so bleibt doch immer etwas von der Wurzel in der Erde, welches mit der Zeit durch Auslaufen wieder zum Vorschein kommt. Nun habe ich bereits gesagt, daß sich der Hollunderbaum durch Zweige oder Ausläufer, und durch den Saamen leicht fortpflanzen lasse. Will man also dessen Verpflanzung nützlich anstellen, so kommt es darauf an, daß man im Herbste die aus den Wurzeln des Baums aufgeschossenen starken Reiser sowohl, als auch die Reiser, welche hier und da in der Mitte des Baums aufgefahren sind, schräg und scharf abschneide, die obersten schwachen Spitzen aber, und was hin und wieder nicht stark genug ist, abstutze und wegnehme, mithin ein solches Reis in einer proportio-

nirten Tiefe in die Erde stecke, solche sodann fest zusammentrette, das übrige aber seiner guten Hofnung überlasse. Auf diese Art kann man eine ansehnliche Menge solcher Reiser auf einmal im Herbste verpflanzen, massen ein alter Hollunderbaum den Sommer über öfters ein halb Schock und noch mehr junge Auslaufer treibt. Sollte es es aber an diesen fehlen, so kann man auch vorjährige erwehlen, oder mit beyden den Versuch machen, ältere aber, weil sie schon zu hartes Holz haben, wollen sich zum Verpflanzen nicht schicken, und kommen selten fort, wenn sie nicht recht feuchte stehen, auch gute Erde haben. Was die Pflanzung dieses Baums aus den Beeren betrift, so läßt man den von solchen von selbst angeflogenen grünen Platz immer fort wachsen, und zieht alsdann im spaten Herbst die größten und stärksten Bäumchen behutsam mit der Wurzel heraus zum Verpflanzen auf bequeme Stellen. Weil aber eines theils auf einem Platze immer ein Bäumchen das andere am Wachsthum hindert, so wird es besser seyn, folgende Veranstaltung zu treffen.

Man

Man sammelt nämlich die Beere, wenn sie am Baume fast trocken werden, leget sie an einem mäßig warmen Ort, damit die in solchen befindliche Körner vollends austrocknen, alsdann gräbt man die hierzu bestimmte Erde auf und säet den Saamen zeilenweise aus, bedeckt solche wieder mit Erde und überläßt das übrige dem Schicksal. Da sich diese Gattung Bäume gut unter der Scheere halten läßt, so wird jedermann von selbst einsehen, wie ein lebendiger Zaun davon erhalten werden könne.

§. 2.

Wollte man auch nicht aus diesem Grunde allein dieses ökonomische Geschäfte übernehmen, so sollte man es wenigstens des Nutzens halber thun, den dieses Gewächse in der Arzneykunde hat. Denn verlanget man etwas zum purgieren, so findet man es in der mittlern grünen Schale desselben, die zugleich ein Erbrechen erwecken kann, wenn sie in stärkerer Dosi gegeben wird; wie sie denn auch äusserlich den Schmerz und die Geschwulst lindert, wenn man sie auf die blinde

goldene Ader, auf dicke Füsse oder auf die mit Rothlauf befallenen Theile leget. Will man ein Schweistreibendes oder solches Mittel haben, dessen man sich bey einbrechenden Krankheiten zur Verwahrung sicher bedienen darf: so ist der aus den Beeren bereitete Saft besonders zuträglich, wenn er mit warmen Bier oder mit Hollunderwasser genommen wird: ja, er pflegt nicht minder auch eine anhaltende Kraft zu besitzen, und vermöge derselben, wenn der Körper vorher gehörig gereiniget ist, die kalten Fieber sehr heilsam zu stillen. Die Blüthen erweisen äusserlich in dem Rothlaufe, im Podagra und Zahnschmerzen eine ausnehmende lindernde Kraft, und bringen zugleich die harten Geschwülste zur Erweichung und zum Aufbruche, wenn sie mit der Milch gekochet und aufgelegt werden. Das daraus abgezogene Wasser macht in vielen Krankheiten eine Krampflindernde und schmerzstillende Wirkung, und findet besonders in innerlichen Entzündungen und schmerzhaften Zufällen statt: wie denn endlich auch der daraus bereitete Spiritus in

gleicher

gleicher Absicht sowohl innerlich, als äusserlich, die treflichsten Dienste leistet.

§. 3.

Merkwürdig ist das Amuletum wider die hinfallende Krankheit, welches Herr Hartmann in praxi chymiatrica Kap. 7. beschreibet. Man nimmt ein Hollunderschoß, welches auf einem alten Weidenbaum gewachsen ist, schneidet es in kleine Scheiblein und bindet deren neun in ein leinen oder seidenes Säckchen, hängt es an den Hals so weit hinunter, daß es des Kranken Magen berühre, läßt es so lange hangen, bis es von sich selbst bricht oder herabfällt, dann muß man das abgefallene Säckchen nicht mit der Hand berühren, sondern mit einer Zange fassen und an einem abgelegenen Orte verscharren, damit niemand davon angesteckt werde. So lang der Kranke dieses Säckchen am Hals trägt, so soll er sich von allen starken Leibs und Gemüthsbewegungen sorgfältig hüten. Dieses nämliche bestättiget Bartholin M. D. hist. varior. anatomic. cent. 4. observ. 69.

Neunzehntes Kapitel.

Von dem Wachholder.

§. 1.

Die Wachholder sind meistens Staudengewächse, man nennt sie auch Krametsbeere, weil sie die Krametsvögel ungemein gern genießen. Diese Stauden wachsen meistentheils von sich selbst, man säet sie aber auch durch zeitige Beere. Sie wachsen in den schlechtesten Grund und Boden. Die Staude hat spitzige Blätter, und grünet im Sommer und Winter. Das Holz ist fest, wohlriechend und gesund, wenn man damit räuchert. Die Beere sind erstlich grün, wenn sie aber zeitig sind, so werden sie schwarz, dienen zu gesunden Räuchen und auch in die Küche, das Wildpret damit lange frisch zu erhalten. Man thut sie auch unter das lange Kraut und leisten den Bierbräuern nicht minder gute Dienste. Bey ungesunder und böser Luft nimmt man

frühe

frühe Morgens einige präservativweise in den Mund, und räuchert damit die Zimmer und Ställe. So soll auch keine wohlbestellte Haushaltung bestehen, worinnen man nicht das Wachholdermuß oder Latwerge in Vorrath habe, den man den deutschen Theriak nennet.

§. 2.

Herr Koschwitz erzehlet, Herr Chim. Quirinus habe sich durch den Gebrauch einer Wachholderbeerelyxir, wovon er täglich nur einen Löffelvoll zu sich nahm, viele Jahre lang vom Stein befreyet, da er doch vorher erbärmlich daran leiden mußte.

§. 3.

Man macht die heilsamsten Getränke nicht nur allein aus dem Holze, sondern auch aus dessen Beeren, die ein flüchtiges Oel mit sich führen, theils einen heilsamen Saft, theils einen kräftigen Thee, wovon man in allen den Krankheiten, die von einem verschleimten und verdorbenem Blute ihren Ursprung haben, wie in der Cachexia, Wassersucht, Scorbut, Stein und

Podagra ꝛc. nicht geringen Nutzen zu erwarten hat.

§. 4.

Vor wenig Tagen, sagt Herr D. Delius, hat meine Frau einem hiesigen Bauern, der einen Leibschaden hatte, und dem auf einmal die Gedärme herausgedrungen sind, daß sie einen Sack von zwey Kopfdicken gemacht, und wobey es schon zu Convulsionen mit ihm gekommen war, nachdem man zwölf ganzer Stunden übliche Clystire und eine Menge anderer Mittel vergeblich gebraucht hatte, blos mit einem Ueberschlage von in Butter gebratenen grünen Wachholderbeeren, in Zeit von einer halben Stunde, die Gedärme wieder zurückgebracht, so daß der Patient itzt wieder vollkommen hergestellt ist.

Zwanzigstes Kapitel.

Von den Schlehen.

§. 1.

Der Schlehendorn ist auch ein Gewächse, das um seiner harten, dicken und stachlichten Aeste willen zu einem lebendigen Zaun angepriesen werden kann. Es wächst in allen Gegenden, Grund und Boden, doch mehr in kalten, als warmen. Die Blätter sind, wie die der Pflaumenbäume, jedoch kleiner und etwas rauher. Die Frucht kann man nicht eher genießen, als bis sie vom Reife recht abgemürbet ist. Die gemeinen Leute brechen sie aber schon bey Zeiten ab, giessen ein heißes Wasser darüber, und brühen es also ab, wodurch sie also zum Genuß tauglicher wird. Diese Frucht ist von einer zusammenziehenden Eigenschaft, und in der rothen Ruhr sehr heilsam.

§. 2.

Das Schlehenblüthwasser ist eine besonders berühmte Arzney wider das Stechen und Drucken um das Herz und Magen herum, und hilft nicht minder in Steinschmerzen. Die Blumen, mit Wein getrunken, öfnen den Leib ganz gelinde. Man macht auch die Beere mit Zucker und Honig ein, welche wider allerhand Bauchflüße und Ruhren helfen. So man die Beere oder die Rinden von den Wurzeln im Wasser, oder sauren Wein siedet, etwas wenig Alaun und Honig darunter mischt, und den Mund damit auswäscht und gurgelt, soll gut seyn zu allen Mundgeschwären des Zahnfleisches, des Halses, des Zäpfchens 2c.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Von den Heidelbeeren.

§ 1.

Die Heidelbeere wachsen allenthalben in den Wäldern, haben kleine, runde, zerkerbte Blätter, sind großer und kleiner Art, theils roth, theils schwarz. Sie sind kalt im zweyten Grad, trocken und zusammenziehend, sind den hitzigen und gallsüchtigen Naturen gesund, löschen den Durst und stillen das Erbrechen. Diejenigen aber, die kalte Mägen haben, sollen sich derer nicht zu sehr bedienen. Sie sind auch sonst gut wider die Bauchflüsse und rothe Ruhr, und sollen auch deren Wurzeln gepulvert keine Faulung in den Wunden zulassen. Nicht minder sind sie sehr heilsam in Steinschmerzen. Dieses Pulver in ein Wasser gethan, färbet es wie rothen Wein, ist auch für den Durst lieblich zu trinken. Ihre Pflanzungsart ist, wie jene der vorerwehnten Staudengewächse.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Von den Brombeeren.

§. 1.

Die Brombeere blühen und tragen zugleich ihre Frucht den ganzen Sommer durch bis in den Herbst. Sie kühlen und ziehen zusammen. Die Blätter und Aeste sind einer kühlen, trockenen und abstreifenden Natur. In Wein gesotten und getrunken, stillen sie die Bauchflüsse, stärken die Zahnbillen und das Fleisch. Das Decoctum zermalmet den Stein; die unzeitige Frucht trocknet und stopfet, die zeitige aber macht eine temperirte Wärme. Junge Brombeerblätter zerstossen und auf den Fluß der goldenen Ader gelegt, soll sehr diensam seyn. Brombeerlaub in Lauge gesotten, macht schwarze Haar. Brombeersaft mit Salveshrup vermischt, und täglich ein Loth davon gebraucht, ist gut den Aussätzigen.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Von den wilden Rosenstauden.

§. 1.

Diese sind ebenfalls ein wildes Gewächse, und kommen überall und allenthalben gut fort, und sind daher zu lebendigen Zäunen sehr anzurühmen. Die Blüthe ist an einigen wohlriechend, weislicht, und theils auch mit etwas Fleischfarbe untermengt, man pflegt ein Wasser daraus zu brennen, dem man alle jene Eigenschaften, wie den Gartenrosen zuschrieb.

§. 2.

Auf die Blüthen folgen grüne, und zu ihrer Zeitigung zinnoberfarbige, ablänglichte, an beyden Enden schmälere und in der Mitte dickere Beere, die in Oesterreich unter dem Namen Hetschapetschen, und bey uns Hagebuten, bekannt sind. Bisweilen findet man auch zwischen den Aesten gelb-

röth-

röthlichte, rauhe Knopfknospen, die von einigen Schlafäpfel genannt werden, weil sie den Schlaf machen sollen. Zuverläßiger aber ist der Nutzen bey Pferden, die mit Würmern behaftet sind, wenn man ihnen ein dergleichen Pulver mit Salz vermegt eingiebt.

§. 3.

Die Frucht oder Hagebutte ist inwendig voller weislichter Gräten und harter Haare, darunter der Saame wie eckichte Steinchen verborgen ist. Man sucht sie im Herbst zusammen, putzet die Steinchen und Haare sauber heraus, und macht davon eine rothe Sulse, Syrup oder Latwerge, die man zu gebratenen Speisen auf die Tafeln zu setzen pflegt.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Von dem sogenannten Linsenbaum (Colutea vesicaria).

§. 1.

Dieses Gewächse kommt sehr geschwinde, und wächset oft sechs bis acht Schuh hoch. Der Stamm ist nicht sehr dick, jedoch mit vielen schwarzen Aesten besetzet. Die Blätter gleichen den rechten Sennetblättern, nur daß sie vorne nicht so spitzig, sondern rund sind, daher sie auch von den Gärtnern Sennetblätter oder Sennetbaum genennet werden. Die Blüthe kommt im May hervor, und bleibet bis in den Sommer hinein. Darauf folgen runde aufgeblasene Schöttlein, erstlich grün, hernach purpurbraun, wenn man sie mit den Fingern zerdrückt, so geben sie einen Knall von sich. Auch wächset in denselben ein harter bitterer Saame, den Ackerlinsen

sen ähnlich, daher der Name Linsenbaum entstanden ist. Solche Frucht bleibet das ganze Jahr am Baum hangen, also, daß die alten Blasen von den neuen noch gefunden werden. Die Vermehrung geschieht durch den Saamen oder durch die Brut.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Von dem Kraut Ononis (Hauhechel, Stallkraut, Weiberkrieg).

§. 1.

Dieses Gebüsch wuchert überaus stark in einem Erdreich, und ob es gleich nicht gar zu hoch wächset, so wächset es doch ungemein in die Breite und sehr dichte aneinander mit seinen Stacheln. Wo dergleichen Umzäunung angelegt wäre, so würde sich, wenn sie ein paar Jahre gewachsen, kein Thier so leicht durchwagen. Ich halte auch dafür, wenn es beschnitten würde, daß

es

es viel höher und stärker wachsen sollte, und man solches durch Fleiß und Mühe, zumal wo es in einem guten Boden versetzt würde, weit ansehnlicher ziehen könnte.

§. 2.

Die Wurzel verdauet, zertheilet, säubert, treibt den Harn, bricht den Stein, und dienet für die Verstopfung der Leber und des Urins, gelbe Sucht, Stein, Carnüfel oder Fleischbruch; und äusserlich für die Mund, und Zahnfäule.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Von der Genista spinosa oder spanischen Genister.

§. 1.

Von diesem Gewächse, so aus England zu uns gekommen, machte man ehemals ein so großes Wesen, daß man weitläuftige Marktschreyerzettel austheilte, in denen man versicherte, daß dieses Gewächse in einigen Jahren so in die Höhe wachse, daß ein Reiter mit einem Pferde nicht wohl sollte durchbrechen können. Ich lasse zwar zu, daß die Genista an einigen Orten in Deutschland wohl fortkommen möge, ob sie aber zu einer so hoch angegebenen Grösse jemals gelanget sey, ist mir noch unbekannt.

§. 2.

Die Genista hat eine ziemlich harte und holzigte Wurzel, samt einem dergleichen Stengel, welcher, so er alt ist, fast

einem kleinen Stämmchen gleichet, und in verschiedene Aeste ausbreitet, aus welchen grüne, runde Ruthen hervorschießen, und an den Seiten mit gar wenigen, und jedesmal zwey gegeneinander stehenden, kleinen Blättchen, gleich als mit Flügeln, besetzet ist. Oben tragen sie gelbe, wohlriechende Blumen, aus diesen erwachsen nachmals kleine Schotten, welche einen runden und schwarzen Saamen in sich halten, durch welchen sie sich vermehren und fortpflanzen. Dieses Gewächs erfordert eine gute Erde, mittelmäßige Sonnenhitze, und will im Sommer dann und wann begossen seyn. Soll der Saame bald aufgehen, so muß man die Körner desselben etwas eröfnen und ins Wasser legen, sonst werden sie schwerlich fortkommen, oder doch wenigstens sehr lange zurücke bleiben.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Von der besten Gattung lebendiger Zäune.

§. 1.

Ich habe zwar bereits viele Gattungen lebendiger Zäune erwehnet, dessen Wahl jedem nach Belieben frey stehet. Unter allen aber, die mir besonders wohl gefällt, verdienet jene den ersten Ruhm, welche Herr v. Eckhart in seiner Experimentalökonomie vorschreibet, und die ich ihres großen Werths halber ganz hieher setze: Die beliebten todten Zäune, sind dessen Worte, um die Gärten und Felder einer grossen Landwirthschaft, machen vieles zu schaffen. Diese in einem baulichen Stande zu erhalten, wird vieles Holz verschwendet, und muß auch alle Jahre viele Arbeit und Geld verwendet werden, da doch mit leichterer Mühe ein immer bleibender Zaun

mit wenigen Kosten angelegt werden kann. Wem ist der in Wäldern sich befindende Kreutzdorn, der ganz schwarze, fingerslange Träublein Beeren träget, welche den ganzen Winter an den Stauden hangen bleiben, aus welchen in den Apothecken der Succus spinae cervinae bereitet wird, auch für die Mahler das sogenannte Saftgrün gemacht wird, unbekannt? Dieses Gewächse ist das beste zu lebendigen Zäunen, indem es nicht allein sehr hurtig aufwächst, sondern auch von unten bis oben voller Aeste ausschiesset, und sich artig biegen und anbinden läßt. Von diesen Stauden und Wurzeln, sage ich, muß man einige Fuder um Martini herbey führen, und um des Viehes Anlaufens halber; einige Fuder Hiften oder Hagenbutten, und große Brombeere, auch Himbeerstauden und Wurzeln mit untermengen, nächst dem einige Schocke junger Vogel, oder Quitschbeerbäume, so dicke wie ein Hackenstiel, herbeyschaffen. Wo nun ein alter Zaun abgehen will, muß man ausserhalb des Gar-

tens oder Feldes, dichte an dem alten Zaun, einen schmalen geraden Graben, einen Fuß breit und tief machen, und die Stauden und Wurzeln untermengt ganz dichte in einer Reihe neben einander pflanzen, alle acht Schritt aber einen Vogelbeerbaum festsetzen, da dann in zweyen Jahren diese Hecke sehr dichte und drey Ellen hoch seyn wird. Alsdann müssen im März etliche Taglöhner mit ledernen Handschuhen die oben gerade aufgeschossenen Kreutzdornreiser in lauter Bögen herunter mit gedreheten Winden, an die Stämme übers Kreutz binden, daß kein gerades Reiß oben herausraget. Das folgende Frühjahr findet sich aber, daß die obern Bögen wiederum viele gerade lange Reiser ausgetrieben haben, davon werden abermals Kreutzbögen gebunden, bis der Zaun vier volle Ellen von unten bis oben in lauter feste Kreutzbögen verwachsen ist. Nun haben sich die Himbeer, und Brombeerstauden unter dem Zaune so dichte verfilzet, daß kein Huhn durch kann. Oben ist

der

der Zaun so gerade und egal dicke und glatt, als wenn ihn ein Gärtner mit der Scheere geschnitten hätte. Alle acht Schritte steht ein Vogelbeerbaum, welcher, statt der immer währenden Pfählen, weil dieser angebunden ist, den Zaun vor Sturmwinden beschützet. Diese geben mit ihren Kronen, zwey Ellen über den Zaun, den Sommer und Herbst über die schönen rothen Vogelbeere, und sind für die Krammetsvögel ein Leckerbissen. Nach einigen Jahren kann der alte inwendige Zaun abgedankt und verbrannt werden. Ueberhaupt sind lebendige Zäune so schätzbar, daß alle Herren ihren Bauern bey Karrenstrafe einschärfen sollten, ihre Höfe, Gärten und Felder mit lebendigen Zäunen einzuschließen: denn diese liederlichen Vögel verbrennen im Winter ihre Zäune und stehlen im Frühjahre dem Herrn so viele der schönsten jungen Stämme, um neue Zäune zu machen. Nebst dem Nutzen des Brennholzes, setzt Herr von Suckow noch bey, wenn man

zu gewissen Zeiten die Hecken beschneiden läßt, hat man noch den Vortheil, daß zu feuchte Gründe durch eben diese Stauden gebessert, zu heiße Böden aber durch ihren Schatten abgekühlet, alle aber für das Eindringen des Viehes gesichert und beschüzet werden.

Zwote

Zwote Abtheilung.

Von den Fruchtbäumen.

Zwote Abtheilung.

Von den Fruchtbäumen.

Da wir beinahe alles, was zur ersprieß- lichen wilden Baumzucht nöthig war, abgehandelt haben, so führet uns nun die Ordnung zu der zahmen Baumzucht, nämlich zu den Obst- und Fruchtbäumen in den Gärten. Wir theilen diese Abtheilung ebenfalls, wie die erstere, in zween Abschnitte, schicken die allgemeinen Regeln voran, und behandeln dann erst jede Gattung der Bäume besonders.

Erster Abschnitt.

Von der zahmen Baumzucht überhaupts.

Erstes Kapitel.

Von dem zur zahmen Baumschule erforderlichen Erdreiche.

§. 1.

Ein Liebhaber der Baumzucht, welcher willens ist, zum gemeinen Besten oder zu seinem eigenen Vergnügen und Nutzen, eine Baumschule im großen anzulegen, muß vorzüglich sein Land wohl untersuchen, ob es dazu tüchtig sey oder nicht. Findet er nicht zwey und einen halben bis drey Schuh tief gute Erde, so wird alle seine Mühe vergebens seyn. Es kann zwar ein sandigtes,

steinigtes und kleyigtes Land durch den Fleiß so verbessert werden, daß die Bäume einige Jahre gut fortwachsen, weil aber solche wenigstens acht bis zehn Jahre stehen müssen, ehe sie bey der Wurzel die Dicke eines Zolles und einen Schaft von sechs, sieben bis acht Schuhen, von der Wurzel bis an die Krone bekommen, so werden solche in einem schlechten Lande, wann sie kaum vier Jahr alt sind, im Wachsthum bald nachlassen, und zur Kränkung des Besitzers räudig werden. Also gehöret zu einer guten Baumschule ein gutes Land, wie etwa ein gutes Küchen, Gartenland zu seyn pflegt. Doch muß man durchaus keinen Mist in die Baumschule bringen: dadurch würden zwar die Bäume gezwungen, geschwinde in die Höhe zu gehen und stark zu wachsen, allein der Käufer junger Bäume würde sehr betrogen werden, wenn er sie nicht in ein eben so geiles Land bringen könnte. Die Bäume würden gar bald anfangen zu stocken und im Wachsthum nachzulassen. Daher vermeide man allen Dünger. Man hat sobald nicht zu befürchten, daß die Erde ausgezehret

werde,

werde, weil sie in den Gängen fast immer brach liegt, und durch öfteres Hacken vom Unkraute gereiniget wird. Doch ist es, wenn die Baumschule etwa zwanzig Jahre an einem Orte gestanden hat, unstreitig wohl besser, wenn man sie an einem frischen Orte anlegt, wo noch niemals Bäume gestanden haben, hernach die alte Stätte tief umgräbt, stark dünget, und einige Jahre wiederum zu Küchen-Garten-Land gebraucht, und hiernächst damit nach Belieben umwechselt. Uebrigens muß es nicht wenig Land, wenigstens nicht unter einem Morgen seyn.

§. 2.

Der Erdboden muß demnach dazu gut und fett seyn. Denn obgleich einige meynen, Bäume, die in einem fetten Lande gezogen worden, und hernach in ein mageres gesetzt werden, kämen nicht fort, man würde daher besser thun, wenn man junge Bäume im magern Erdreich erzöge: und es paßt das Gleichniß vollkommen, welches der Herr von Schütz in seinem ökonomischen Bedenken Seite 105. davon gegeben hat. Er sagt: diese angenommene Meinung kömmt

mir eben vor, als wenn jemand behaupten wollte, man müßte alles junge Vieh bey magerer Kost fast verhungern lassen, damit die darauf erfolgte reichliche und bessere Fütterung desto besser gedeihen möge. Was in der Jugend verbuttet und zum Krüppel geworden ist, das wird sich nimmermehr eines starken und gesunden Wachsthums erfreuen können.

Zweytes Kapitel.

Von den dazu benöthigten Stämmen.

§. 1.

Einige Gärtner sind der Meynung, man käme am geschwindesten zu einer grossen Baumschule, wenn man wilde Holzäpfel und Holzbirnstämme aus einem Walde ausgraben ließe, und in die große Baumschule zum Pfropfen versetzte, so wäre man nach fünf Jahren reichlich mit Obstbäumen verse-

hen,

hen: allein die Erfahrung lehret, daß in einem trocknem guten Lande alle darauf verwendete Mühe umsonst sey. Nach drey Jahren ist gewiß die Hälfte davon ausgegangen, und die übergebliebenen haben nur ein schwaches Wachsthum. Zwar in einem feuchten Lande wachsen sie besser, allein kein feuchter Boden schickt sich zu einer Baumschule. Denn, wenn hernach Bäume daraus in ein trockenes Erdreich versetzt werden: so gehen sie gewiß aus, und der Käufer wird damit betrogen. Wer also Zeit und Unkosten nicht vergebens anwenden will, der schaffe sich keine andern, als Kernstämme an. Solche sind schon halb zahm, ohne viele Dornen, haben eine glatte Rinde und wachsen mit Lust heran. Da hingegen ein auf einem wilden Holzapfel, oder Holzbirnstamm gepfropfter Baum unten sehr dünne bleibt, und bey der Pfropfstelle einen dicken Knoten bekömmt, und auf einmal in die Dicke wächst, welches einen unansehnlichen Baum giebt. Die Ursache des ungleichen Wachsthums steckt ohne Zweifel in den verschiedener Säften des Stammes und des Pfropfreisers. Der

wil,

wilde Stamm hat eine zähe Rinde mit engen Schweislöchern, kann also nicht so stark ausdünsten, und seine Rinde erweitern, als ein zahmer. Daher rathe ich zu den Kernstämmen.

Drittes Kapitel.

Von dem Platz, wo die Kerne gelegt werden müssen.

§. 1.

Man denke ja nicht, daß man dabey etwas gewinne, wenn man etwa einen Winkel im Garten, wo sonst eben nichts wachsen will, mit Obstkernen besäen wollte. Sie werden nur kümmerlich wachsen, und nach drey Jahren noch die Dicke eines Bindfadens oder höchstens eines Tobackspfeifenstieles haben. Es ist dieses in vornehmen Gärten etwas sehr gewöhnliches, daß die Baumschulen darinn ganz versteckt sind. Gemeiniglich sind sie abgelegen, in einem

irregulairen Winkel, wo öfters nicht viel Sonne hinkömmt. Gerade, als wenn es für den Gartenherrn schimpflich wäre, dergleichen zu haben, oder, als wenn deren Anschauen dem Auge einen unangenehmen Prospect verursachte. Wollte man sagen, es geschehe deswegen, damit nicht jedermann hineinlaufen, und durch Unvorsichtigkeit Schaden darinn anrichten könnte, dem antworte ich, warum man nicht auch die noch rarern Blumengewächse und ausländischen Bäume versteckt. Nein, ein Platz zur Baumschule muß ganz frey seyn, die volle Morgen- und Mittagssonne, und einigen Schutz vor den Nord- und Abendwinden haben, auch mit einer Mauer oder tüchtigem Zaune umgeben seyn, damit keine Hasen oder andere Thiere dazu kommen können. Alte Pflaumenbäume müssen durchaus nicht in der Nähe stehen, weil deren Wurzeln und Sprossen aus den Wurzeln, den Kernen und ihren daraus wachsenden Bäumchen alle Nahrung benehmen, ja die jungen Bäume ganz vertreiben. So nützlich sonst die Pflaumen oder Zwetschgen in der Wirth-

schaft

schaft sind, so schädlich sind deren Bäume der kleinen Baumschule. Und so ist es auch mit andern Bäumen. Wenn solche ihren Schatten auf die kleine Baumschule werfen können, besonders am Morgen und am Mittage, so werden die zarten Stämme sehr dünn bleiben.

Viertes Kapitel.

Von der Zeit, die Obstkerne zu sammeln, und zum Säen zuzubereiten.

§. 1.

Der Herbst ist hierzu am Besten, allein da hält es oft schwer, eine Menge Kerne, besonders Aepfelkerne anzuschaffen. Denn Birnkerne sind um diese Zeit viel leichter zu haben, weil nämlich nicht leicht eine Haushaltung seyn wird, die nicht zur Herbstzeit Birnen backen läßt, so darf man nur anordnen, daß die Birnen ins

Kreuz eingeschnitten, und die Kerne herausgenommen werden. Mit dem Aepfelkernsammeln aber hält es zur Herbzeit schon schwerer, es sey dann, daß man in einigen großen Haushaltungen bekannt sey, wo viel Aepfelmus gespeiset wird, und sich die Kerne davon ausbittet. In den Städten hat man auch die Kerne von Obsthändlern, Zuckerbäckern um ein billiges zu erlangen, Gelegenheit genug. Sonst darf man es nur den Schulkindern auf den Dörfern bekannt machen, und ihnen für hundert Stücke etwa einen Groschen geben. Man wird gar bald viele tausend bekommen. Hat man deren nun eine gute Anzahl beysammen, so wäschet man dieselben, legt sie in einem lüftigen Zimmer im Schatten auf eine Tafel oder Tisch zum trocknen, und sieht sie genau durch, daß alle taube und entzwey geschnittene davon kommen. Darauf macht man einen Ueberschlag, wie viel Land man dazu gebrauche, und zählet die Kerne. Dieses sollte manchen zu lächerlich und zu mühsam scheinen: allein es ist eine Arbeit von einer halben Viertelstunde, wenn man deren

gleich

gleich einige tausend hätte. Damit verfahrt man also: Nachdem man den ganzen Vorrath vor sich auf dem Tische liegen hat, zählet man hundert gesunde davon ab, legt solche in eine kleine Wagschaale, und macht die andere Wagschale mit einem Kaffeelöffel eben so schwer von Kernen. Das sind abermal hundert. Diese thut man mit den vorigen zusammen in die eine Wagschale, macht alsdenn die andere Wagschale wieder damit gleich, so hat man in jeder Schale zweyhundert. Diese vierhundert legt man wieder in die eine Wagschale, und macht die andere damit gleich, so hat man achthundert. Dieß ist der Maßstab. So oft man nun diese achthundert Kerne in die eine Wagschale gelegt hat, und von dem großen Haufen die ledige Wagschale damit angefüllet hat, so oft macht man daraus einen besondern Haufen, einen neben dem andern, zählet die Haufen und multiplicirt sie mit der Zahl achthundert, so weiß man die Zahl aller Kerne, z. B. man hätte nach dem Maßstabe neun Haufen, das wären insgesammt 7200 Kerne. Diese Art zu zäh-

len ist in so weit zuverläßig, daß es nicht weniger Kerne seyn können, wohl aber mehr. Weil man nämlich zuerst hundert Stück gesunde Kerne mit Fleiß ausgelesen, und die andern darnach abgewogen hat, so ist nicht wahrscheinlich, daß man eben wieder solche auserlesene und schwere Kerne von ungefehr finden werde, sondern es werden auch viele darunter seyn, welche leichter sind. Da sie jedoch mit den erstern auserlesenen von gleicher Schwere sind, so müssen es, der Zahl nach, gewiß nicht weniger, wohl aber mehr seyn. Von den erstgemeldten 7,200 Kernen, kann man sich nun schon 6000 Bäumchen versprechen, welches für einen Anfänger hinreichend ist. Hätte man jedoch deren noch mehrere, so wäre es desto besser. Man wundere sich nicht, daß ich auf die Sammlung einer großen Anzahl Kerne dringe. Denn es ist bekannt, wie nachläßig man darin ist. Viele Obstliebhaber sammeln zwar die Kerne, wenn sie aber ein Schächtelchen, einer Hand groß, haben, so denken sie, sie hätten schon überflüßig, damit eine ganze Provinz zu versorgen. Nachdem

dem sie aber gezählet oder gewogen worden: so finden sich etwa ein paar tausend Kerne: welcher Vorrath zur Anlegung einer Baumschule im Großen viel zu gering ist.

Fünftes Kapitel.

Von der Zeit, solche zu säen.

§. 1.

Man liest in den Gartenbüchern, daß solches Säen im Frühlinge vorgenommen werden müsse. Es kann seyn, daß solches bisweilen gerathet, meistens aber mißlinget es. Wer also nicht auf ein Gerathewohl säen will, der thue es im Herbste, etwa um Martini, bey stillem trockenem Wetter. Sollte jedoch Jemand im Herbste keine Kerne haben bekommen können, und gezwungen werden, sie erst im folgenden Frühlinge zu legen, der thue es, so frühe, als nur möglich, und sobald das Erdreich sich gut artet und mürbe ist, sollte es auch

am Ende des Februars oder im Anfange des Märzmonats geschehen. Wenn alsdann gleich nur wenige Bäumchen davon aufwachsen, (welches man bey einem trockenem Frühlinge allerdings befürchten muß,) so verzage man nicht, und denke, daß die übrigen Kerne in der Erde verfaulet wären. Man grabe das Beet nicht um, andere Gewächse darauf zu bringen, sondern lasse es den ganzen Sommer ruhen, und halte es nur vom Unkraute rein, so werden im folgenden Jahre alle übrigen Kerne aufgehen und lustig wachsen. Damit es jedoch den ganzen Sommer nicht brach liege, so kann man in der Mitte der Reihen Salatsaamen und andere Küchenkräuter säen und pflanzen, aber nicht zu nahe, wo die Kerne liegen. Oder, wer genöthiget wird, seine Kerne im Frühlinge zu säen, der weiche sie einige Tage vorher ein, bis sie zu keimen anfangen, und säe sie alsdann aus, so gehen sie auch auf, haben aber kein solches Wachsthum, als die im Herbst gesäeten.

§. 2.

Die Aepfel- und Birnkerne bleiben ausser der Erde einige Jahre, ohne etwas von ihrer Kraft zu verliehren. Wie lange solche in der Erde ruhen können, beweiset folgende Erfahrung des Verfassers der Anweisung, wie man eine Baumschule rc. Halle, 1773. gr. 8. Anno 1765, im Herbst, legte ich ein Beet Aepfelkerne, ward aber durch den Zuspruch einiger Freunde gehindert, solches zu vollenden. Daher ich die Schachtel mit den Kernen meinem damals erst angenommenen Knechte gab, solche vollends zu legen, in der Hofnung, er würde es so machen, wie er es von mir gesehen hatte. Dieser legte aber seine Reihen ausserordentlich dick, weil überflüßige Kerne vorhanden waren. Das folgende Frühjahr 1766, im April, kamen die jungen Bäumchen stark hervor. Ich ließ alles wachsen, weil sie vorzüglich gutes Land hatten. Anno 1768 im Frühjahre, wurden viele Stämme daraus in die große Baumschule versetzt, und den Herbst darauf alle übrige Stämme ausgehoben und verpflanzet, auch

das ganze Beet umgegraben und mit Kirschstämmen bepflanzet. 1769. im Frühjahre, kamen in denjenigen Reihen, wo die Kerne 1765 von meinem Knechte zu dick gelegt waren, häufige junge Bäumchen hervor, in solcher Menge, als wenn sie ordentlich eingelegt wären. Das folgende Frühjahr 1770 wieder. Die Kerne hatten also vier volle Jahre in der Erde geruhet.

Sechstes Kapitel.

Von der Art und Weise, solche zu säen.

§. 1.

Daß jede Art Kerne auf ein besonderes Beet gesäet werden müsse, versteht sich von selbst. Wer Aepfel- und Birnkerne untereinander mischet, hat hernach viele Mühe mit dem aussuchen, und wird sich dennoch oft irren. Also gehören Aepfel-

pfelkerne zusammen, und Birnkerne auch zusammen: jede Art allein. Diese säet man nicht, wie Kohl und Rübesaamen, daß man sie über das ganze Beet ausstreuet, sondern in Reihen, weil man sie sonst nicht würde behacken und reinigen können. Man macht nämlich mit einem dicken Stabe oder Harkenstiele eine Furche von einem Ende des Beetes zum andern, als wenn man Erbsen legt, schlage an beyden Enden der Furche einen Stock hinein, einen Daumen dick, der eine Viertelselle über der Erde hervor steht, welches darum geschieht, damit derjenige, welcher ungefehr über das Beet gehen will, sich vorsehen könne, nicht dahin zu tretten, wo die Kerne liegen. Zween bis zween und einen halben Schuh davon wird allemal eine Furche gemacht, mit Stäben an beyden Enden. In dieser Furche werden die Kerne sorgfältig und so viel möglich gleich weit von einander gelegt, etwa einen Daumen tief und einen Finger breit, ein Kern von dem andern. Nachdem man nun viel Kerne hat, darnach macht man auch viele Furchen und Reihen. Wenn

dieses

dieses zur Herbstzeit bey gutem trockenem Wetter geschehen ist (denn das Land muß durchaus nicht klebericht oder schmierig seyn), so werden sie im Anfange des künftigen Aprils allesamt aufgehen, und es wird selten eins zurücke bleiben. Damit jedoch diesen ganzen Sommer hindurch das Land zwischen den Reihen nicht ohne Nutzen brach liegen möge, so säet man oben erwehntermassen entweder Salatsaamen darzwischen, oder pflanzt in die Mitte einen, auch wohl zwo Reihen Kopfsalat, welcher oft sehr schön darzwischen wächst. Diesen ganzen Sommer ist nichts dabey zu beobachten, als daß man die jungen Bäumchen fleißig vom Unkraut reinige, so werden sie theils eine halbe, theils eine ganze Elle lang und länger, falls der Sommer nicht gar zu dürr oder gar zu kalt ist. Diesem Herbst werden abermal Kerne gelegt.

§. 2.

Im zweyten Sommer muß man zwischen die Reihen der jährigen Stämme eine andere Gattung Gewächse pflanzen, als vorigem Sommer darzwischen gestanden hat: etwann

etwann Selleri, Braunkohl u. dergl. Sonst ist in diesem Jahre mit den Bäumchen nichts anzufangen, als daß man solche, wie im vorhergehenden Jahre, vom Unkraut reinige. Hat jemand etwann keine Gewächse zwischen die Reihen gepflanzt, der muß das Unkraut zwey bis dreymal aushacken lassen. Dieses Aushacken macht bey trockener Zeit die Erde mürbe, und ist der kleinen Baumschule so zuträglich, als eine halbe Düngung. Es sind aber vorzüglich zweyerley Arten von Unkraute, wovor man in einer Baumschule sich in Acht zu nehmen hat, nämlich die gemeine Mengelwurz oder wilder Ampfer und das Hundsgras. Der wilde Ampfer wurzelt so tief ein, daß man ihn nachgehends nicht, ohne die jungen Sprossen in Unordnung zu bringen, herausziehen kann, und das Hundsgras breitet sich unter der Erde so weit aus, daß es sich um die jungen Wurzeln der Pflanzen herumschlingt, und ihnen ihre Nahrung entziehet, daher es unmöglich ist, sie auszureissen, ohne die Schosse zugleich mit in die Höhe zu ziehen.

§. 3.

Nun sind die Bäumchen zween Sommer in der kleinen Baumschule gestanden, und sehnen sich, weil ihre Pfahlwurzeln sehr tief gehen, und auf schlechtes Erdreich kommen, nach mehrern Raum, das ist, sie wollen versetzet seyn.

Siebentes Kapitel.

Vom Versetzen der Kernstämme in die große Baumschule, und ihre Wartung.

§. 1.

Hiemit verfährt man folgendermassen: Um Gallen, oder etwas später, wenn das meiste Laub abgefallen ist, gräbt man alle diese zweyjährige Stämmchen aus, und theilet sie in drey Theile, in starke, mittlere und kleine. Jede Sorte wird besonders auf einen Haufen gelegt. Darauf beschneidet man die Wurzeln jedes Bäumchens,

und der Baum selbst wird beynahe auf die Hälfte oben abgestutzet, auch alle Zweige davon weggenommen. Man muß, wie schon gesagt, alle Bäumchen zugleich ausgraben, und niemals einige aufs künftige Jahr zum Pfropfen stehen lassen. Wenn nun alle Stämme unten und oben beschnitten sind, so pflanzt man sie in die große Baumschule in Reihen, allemal zwey und einen halben Schuh eine Reihe von der andern, und ein und einen halben Schuh einen jeden Stamm von dem andern. Enger darf man die Reihen nicht machen, sonst kann man nicht gut darinn arbeiten, und die Bäumchen dürfen auch nicht enger, als ein und einen halben Schuh an einander gesetzt werden, sonst kann man hernach keinen gut dazwischen ausheben. Wollte man jedoch Zwergbäume daraus ziehen; so dürfen sie nur einen Schuh weit voneinander stehen, und eine jede Reihe von der andern zwey Schuh. Dabey ist sorgfältig darauf zu sehen, daß diese Stämmchen nicht tiefer gesetzt werden, als sie gestanden haben. Die starken müssen beysammen in besondere Reihen gesetzt werden.

werden. Die von mittlerer Sorte gehören auch zusammen.

§. 2.

Wenn man z. B. im Herbste 1774, wie schon gedacht, 7200 Kerne gesäet, und davon 6000 Stämme hätte, so würde die Hälfte von diesen, nämlich 3000, im Herbste 1776 in die große Baumschule gesetzt zu werden verdienen. Die dritte Sorte aber, oder die ganz kleinen Stämme, werden noch nicht in die große Baumschule gebracht, weil sie gar zu vielen Raum wegnehmen würden, und man gar zu lange darauf warten müßte, ehe sie stark genug werden. Diese leztere Sorte nenne ich Ausschuß. Dieser wird eben nicht weggeworfen, sondern man verfährt damit folgendermassen. Nachdem man solche unten und oben beschnitten hat, macht man davon Hecken; das ist: man pflanzet sie in lange Furchen, von der Tiefe, wie es die Wurzeln erfordern, etwa vier bis fünf Zoll, und setzt solche ganz enge aneinander, ungefehr einen Finger breit ein Bäumchen von dem andern, damit sie nicht zu viel Platz wegneh-

nehmen. Zwey Schuhe davon wird eine dergleichen Hecke gezogen, bis sie allesamt verpflanzet sind. Die Hälfte ungefehr von diesem Ausschuße wird gut wachsen. Diese läßt man nun zwey bis drey Jahre stehen, und hält sie nur vom Unkraute rein. Alsdann gräbt man sie allesamt aus, und sortiret sie abermal, so werden sich darunter starke, mittlere und schwache finden. Die erste und zweyte Sorte kommen in die grosse Baumschule; denn da sie in die Hecke gesetzt wurden, waren viele nur wie ein Bindfaden dick; aber nun werden viele darunter eines Daumes Dicke haben. Die dritte Sorte wird wieder Ausschuß, und abermal in Furchen, als in eine Hecke, gepflanzet, ganz enge aneinander, bis man in drey Jahren eben so damit verfahren kann. Wer nun zugleich alle Herbste mit Säung der Kerne fleißig fortfährt, kann innerhalb vier Jahren eine beträchtliche Menge der schönsten und gesündesten Kernstämme zeugen.

§. 3.

Ich will nunmehr von Jahren zu Jahren melden, was vor Beschäftigungen in der

großen Baumschule vorfallen. Ich setze den Fall, man säete in dem Herbst 1774 eine große Anzahl Aepfel und Birnkerne, so müssen die jungen Bäumchen kurz vor Martini 1776 ausgehoben, und die stärksten davon in die große Baumschule gesetzt werden. Sollte jedoch ein sehr nasser Herbst seyn, und sich das Erdreich nicht gut tractiren lassen, so kann es auch im Merz 1777 geschehen. Diesen Sommer hindurch ist weiters nichts damit vorzunehmen, als daß man zwischen die Reihen allerley Küchengewächse pflanze, und diesen Raum wie ein Gartenland gebrauche. Besonders wächst der braune Kohl schön dazwischen, welcher zugleich mit seinen breiten Blättern die gar zu starke Sonnenhitze im Sommer abhält, daß sie das Erdreich nicht so sehr auszehre. Wenn Räuber dabey ausschlagen, so nimmt man solche ab. Im August durchsucht man alle gesetzte Stämme aufs genaueste, und wenn einige nicht ausgeschlagen sind, so reißt man solche aus. Sind etliche zwar ausgeschlagen, haben aber nicht geschosset und keine Zweige getrieben, so läßt man selbige stehen,

hen, und sieht zu, was sie künftiges Jahr thun wollen. Im Herbst 1777 müssen die ledigen Stellen wieder bepflanzt, und in der ganzen Baumschule muß keine Lücke gelassen werden. Nunmehr wird auch die große Baumschule mit einigen neuen Reihen vergrössert und Stämme aus der kleinen Baumschule darein gesetzt, deren Kerne im Herbst 1775 gelegt worden sind. Denn mit Kernenlegen muß man nie aufhören. Hat man jedoch diesen Herbst in die große Baumschule, wegen nasser Witterung, keine Stämme setzen und solche nicht vergrössern können, so muß es im Merz 1778 geschehen.

§. 4.

Diesen Sommer hindurch hat man einerley Beschäftigungen mit denen im vorigen Jahre vorzunehmen. Man hält die Stämme vom Unkraut rein; man pflanzet allerley Küchengewächse darzwischen; man giebt Achtung, daß bey den Stämmen keine Räuber hervorwachsen, und sieht zu, ob ein oder der andere Stamm nicht fort will, den man sogleich ausreissen und mit einem ge-

sunden Stamm verwechseln muß. Diesem Herbst 1778 wird abermal die große Baumschule mit einigen Reihen Stämmen aus der kleinen Baumschule vergrössert, auch werden in die kleine Baumschule aufs neue Kerne geleget. Man denke ja nicht, man habe schon zu viel Kernstämme, und es sey unnöthig, mehrere zu säen. Es ist recht vorsichtig, solche in Menge zu haben, und die stärksten in die große Baumschule zu versetzen.

§. 5.

Ich gehe zum Frühjahre 1779. Dabey ist eben das zu beobachten, was bey dem 1778sten Jahr zu beobachten war. Diesen Sommer wird man seine Stämme mit Lust heran wachsen sehen. Einige werden so schön seyn, daß man sie gleich in einen Baumgarten versetzen zu können wünschen möchte. Allein sie mögen noch so schön aussehen und frisch heranwachsen, es werden doch die meisten schlechtes Obst bringen, wenn ihnen nicht mit dem Propfen zu Hülfe gekommen würde. Ließ man die Kernstämme ungepfropft fortwachsen, und hätte

Geduld, bis sie Früchte trügen, so würde man dadurch ganz neue Obstsorten bekommen. Wer nun Belieben hat, der kann schon im Julius und August 1779 seine große Baumschule ins schlaffende Auge zu oculiren den Anfang machen. Sind gar zu dicke Stämme darunter, so hebe man diese bis auf den folgenden Frühling zum Pfropfen auf, oder man warte bis aufs künftige 1780ste Jahr mit allen Stämmen, und lasse die ganze Baumschule, welche nunmehr aus fünfjährigen Stämmen bestehet, auf einmal in den Spalt pfropfen.

Achtes Kapitel.

Von der in der großen Baumschule zu haltenden Ordnung.

§. 1.

Hierzu gehöret vorzüglich, daß man die Aepfelstämme in besondere, und auch die Birnstämme in besondere Reihen bringe. Wenn nun die Stämme drey Jahr in der großen Baumschule gestanden haben, und man nichts, ausser ein und andern unordentlich wachsenden Zweig, daran beschnitten hat, so werden die meisten eines Baumes Dicke haben, und können nunmehr gepfropft oder oculiret werden. Man mache alsdann einen Ueberschlag, wie viel Bäume man überhaupts zu pfropfen habe, mit welchen Sorten man sie bepfropfen wolle, und wie viel man von dieser und jener Sorte für gut befinde. Hierzu ist ein guter Catalogus unumgänglich nöthig. Gesetzt nun, es hätte jemand sechzehn Aepfel- und

und sechzehn Birnsorten in seinem Catalogus, so zähle er alle Reihen in seiner Baumschule über. Ich will annehmen, er hätte sechzig Reihen, als dreyßig Reihen Aepfel- und dreyßig Reihen Birnstämme zu pfropfen, und in jeder Reihe ständen fünf und dreyßig Stämme: so schaffe er sich hundert und zwanzig Stück Stäbe von Eichen oder andern dauerhaften Holze an, ein und einen halben oder zwey Zoll dick ins Gevierte, und etwa eine Elle lang, mache sie unten spitzig, setze an jedes Ende der Reihen eine solchen Stab in die Erde, und schneide darauf mit römischen Zahlen die Nummer aus seinem Catalogus, damit in jeder Reihe einerley Art Bäume gepfropfet werden. Dieses Anschneiden geschieht also: Man nehme die Spitze des Stabes in die linke Hand, und das stumpfe Ende in die rechte, und schneide sodann die Nummer daran. Ich melde dieses mit Fleis etwas umständlich, weil man sonst IX. und XI. nicht wohl unterscheiden könnte. Nun mag jemand an diesem oder jenem Ende der Reihe seyn, so wird ihm die an den Stab geschnittene

Nummer allemal sagen, was für Art Bäume darinn stehen. Auf solche Weise ist es fast nicht möglich, daß man sich vergreifen könne, sondern der Käufer kann allemal versichert seyn, er bekomme diejenige Sorte, die er fordert.

Neuntes Kapitel.

Vom Pfropfen, Pfropfreisern und deren Bewahrung vor dem Abstossen.

§. 1.

Nachdem man die Reihen ordentlich numeriret hat, läßt man alle seine Stämme in der großen Baumschule in dem Spalt pfropfen, und niemals mehr, als ein Reis, aufsetzen. Die beste Zeit ist, vom halben März bis zum halben April, man muß sich aber nach der Witterung richten, und gute stille Tage dazu wählen. Ist ein warmes

Früh-

Frühjahr, so muß man früher pfropfen, als wenn der Winter lange anhält. Wer einige tausend zu pfropfen hat, muß auch zeitiger anfangen: sonst wird er nicht fertig. Daß die Birnen eher, als die Aepfel, gepfropft werden müssen, ist bekannt. Die Propfreiser müssen mit Verstand gewählet werden. Die oben in der Spitze des Baumes oder an der Mittagsseite gewachsenen, sind die besten. Pfropfet man von Bäumen, die niemals getragen haben, so werden die Käufer mit einem solchen Baume betrogen, weil ein solcher Baum in zwanzig Jahren keine Früchte bringen wird. Man muß auch die Reiser von solchen Bäumen nehmen, die dasselbe Jahr voller Trageknospen sind.

§. 2.

Gute Pfropfreiser zu bekommen, hält mancher für eine Kleinigkeit, es ist aber eine sehr mühsame und beschwerliche Sache, besonders, wenn man die Sorten, von welcher man pfropfen will, nicht in der Nähe hat, sondern sie einige Meilen weit herholen lassen muß. Wer eine Baumschule im gros-

sen anlegen will, und die Sorten, davon er pfropfen will, nicht an demselben Orte hat, wo er wohnhaft ist, dem gebe ich folgenden Rath. Man kaufe sich sogleich im ersten Jahre, da man mit Kernlegen den Anfang macht, sechzehn Zwergäpfelbäume, die auf Paradiesäpfelstämme gepfropft sind, und eben so viel Zwergbirnbäume, die auf die große Birnquitte gepfropft sind. Diese pflanzet man entweder in eine Hecke, vier bis sechs Schuhe von einander, oder auf eine Rabatte, ziehe sie wie einen ausgebreiteten Fächer, und halte sie dabey stark unter dem Messer, so werden sie nach vier Jahren eine große Menge Propfreiser darreichen. Weil man solche, vom Kernsäen an, erst nach fünf Jahren nöthig hat: so können diese gepflanzten Bäumchen alsdann schon tragbar seyn, und man ist versichert, daß man mit den Reisern nicht betrogen werde. Kauft man sich ferner sechzehn Arten Kirschbäume, und läßt solche hochstämmig wachsen, so ist man nach fünf Jahren auch mit Kirschreisern versehen. In das Propfen selbst, dessen mancherley Arten, und die dazu erforderlichen

Hand-

Handgriffe, kann ich mich hier nicht einlassen. Die gepfropften Bäumchen kann man mit einem Pflaster bedecken, und mit Bast bewinden, oder, welches geschwinder geht, mit warmen Harz und Pech, vermittelst eines Pinsels, bestreichen.

§. 3.

Wenn nun alle Stämme gepfropft sind, muß man die aufgesetzten Reiser vor dem Abstossen bewahren. In dieser Absicht mache man über ein jedes Reis, von zwey Stäben, eine Elle lang, ein kleines Dach, und richte solche wie zwo Sparren darüber auf. Wenn jedoch der Baumschulengarten mit einer hohen Mauer umgeben und so fest ist, daß auch bey der Nacht weder Hunde noch Wild hineinkommen können, so hat man diese unangenehme Beschäftigung nicht nöthig.

Zehntes Kapitel.

Wie die gepfropften Bäume in der großen Baumschule von Jahr zu Jahr zu warten, und so zu ziehen sind, daß ansehnliche Bäume daraus werden.

§. 1.

A. Das erste Jahr nach dem Pfropfen, oder 1780.

Den ersten Sommer, wie auch die darauf folgende Jahre, darf man keine Küchengewächse mehr in die Reihen bringen, weil man darin viel zu gehen hat: ausgenommen Rapunzelsalat, womit man die ganze Baumschule, wenn sie bey trockenem Sommer im August noch einmal ausgehackt und gereinigt ist, übersäen kann, welchem das Zertretten nicht hindert. Denn nach drey bis vier Wochen werden die gepfropften Stämme unten viel wildes Holz aus-

ausschlagen: alsdann hat man genug zu putzen. Schlagen Räuber dabey aus der Erde auf, so muß man solche recht glatt am Stamme abschneiden: sonst kommen sie noch stärker wieder. Dieses Abputzen muß, den ganzen Sommer durch, alle vier Wochen wiederholet werden. Um Johannis visitiret man alle Bäume sorgfältig, wie sie gewachsen, und an welchem Orte die Pfropfreiser angeschlagen sind. Einige treiben Zweige aus allen Augen des Pfropfreisers. Sind solches nun sogenannnte Tischäpfel oder Tafelbirnen, so läßt man dieselben so, um Zwergbäume ans Geländer daraus zu machen, oder sie zu Obsthecken zu ziehen. An etlichen Propfreisern treibt das unterste Aug stärker, als die obersten. Weil dieses unterste Aug aber fast im Spalte ausschlägt, so muß man es, wenn ein hochstämmiger Baum daraus werden soll, ganz abschneiden. Wollte man solchen Zweig, wegen seines starken Wachsthums, zum Hauptstamm machen, und alle übrige Zweige wegnehmen, so wird zwar der Baum stark wachsen, aber niemals einen recht geraden Schaft bekommen:

men: daher nehme man den untersten Zweig ganz weg: denn bey hochstämmigen Bäumen hat man auf einen geraden Schaft vorzüglich acht zu geben. Bisweilen schießen an dem Pfropfreise nur zwey Augen im Zweige. Davon kann man einen Zweig sicher wegnehmen. Uebrigens muß man an den in diesem Sommer gewachsenen Zweigen nichts schneiden, sondern alles der Natur überlassen. Um Martini aber, oder noch später, wenn das Laub völlig abgefallen ist, nimmt man denen, welche hochstämmig werden sollen, alle Nebenzweige weg, und läßt nur den Hauptstamm stehen. Ist dieser gar zu frech gewachsen, so schneidet man etwas von der Spitze ab. Mit Beschneidung der Nebenzweige fährt man fort, so lange offenes Wetter ist, bis es zu frieren anfängt. Kann man mit dem Beschneiden noch vor Weihnachten fertig werden, so ist es desto besser. Man denke ja nicht, daß der Frost alsdann desto stärker in die Bäume dringen könne. Vielmehr lehret die Erfahrung das Gegentheil. Währendem Froste aber muß man durchaus nicht be-

schneiden; auch nicht, wenn Regenwetter ist. Im Februar oder März, wenn es die Witterung zuläßt, kann man die übrigen vollends beschneiden. Einige Gärtner meynen, man müsse an solchen jungen Bäumchen gar nichts schneiden: allein die Erfahrung lehrt, daß man ohne Beschneiden keine schnurgerade Bäume ziehen kann. Jedoch ist hier die Rede von den frechwachsenden, und den auf starke Stämme gepfropften. Schwache Bäume hingegen verschont man gerne mit dem Schnitt. Diejenigen Tischäpfel und Tafelbirnen, welche unten starke Zweige getrieben haben, können, wenn nur der Spalt übergewachsen ist, schon diesem ersten Herbst 1780 versetzt werden. Ist aber der Spalt noch nicht überwachsen, so bleiben sie noch ein Jahr stehen: doch müssen solche alsdann stark beschnitten werden, und jeder Zweig muß nicht mehr, als vier bis sechs Augen behalten. Alsdann treibt jeder Zweig im nächsten Jahre wieder zwey bis drey andere Zweige, woraus nachher gute Zwergbäume werden.

§. 2.

§. 2.

B. Das zweyte Jahr nach dem Pfropfen. 1781.

Nunmehr gebe man auf das Wachsthum seiner jährigen gepfropften Bäume Achtung. Diese werden aus den obersten Augen sieben bis acht Zweige treiben. Die Augen aber, die darunter sitzen, schlagen nur mit vielen Blättern ohne Zweig aus, woraus die Natur Fruchtknospen formiren will. Man muß alles wachsen lassen, und den ganzen Sommer hindurch nichts daran schneiden. Wollte sich jemand hieran nicht kehren, und ihnen die an der Seite des Hauptstammes ausgeschlagenen untersten Zweige im Sommer abnehmen, der würde dadurch verursachen, daß der Baum in die Höhe gienge, und unten dünn bliebe. Ein solcher Baum kann niemals einen dicken Schaft bekommen, und wird nicht im Stande seyn, seinen eigenen Kopf zu tragen. Nach einigen Jahren muß er an der Erde abgeschnitten und aufs neue bepfropfet werden. Daher unterlasse man alles Schneiden im Sommer,

mer, es sey denn ein und anderer unordentlich wachsender Zweig, den man ihm wohl ohne Schaden nehmen darf. Es muß aber mit Ueberlegung geschehen. Weit anders aber verhält es sich auf den Herbst, wenn erst von allen jungen Bäumen das Laub abgefallen ist, etwa um Martini, oder noch später. Alsdann müssen ihnen alle junge Zweige abgeschnitten werden, und man läßt nur den mittelsten stehen, woraus der Schaft wird. Von diesem Hauptzweige schneidet man entweder gar nichts ab, oder, wenn er höher gewachsen ist, als ein Mann reichen kann, nur etwas von der obersten Spitze.

Eilftes Kapitel.

Von Bepflanzung der ledigen Stellen in den Baumschulen.

§. 1.

Weil in diesem Herbst und im künftigen Winter schon verschiedene Zwergbäume ausgenommen werden, so muß man die ledigen Stellen gleich wieder mit Kernstämmen bepflanzen, und in der ganzen Baumschule durchaus keine Lücke lassen. Dabey denn als eine Hauptregel anzumerken ist, daß man allezeit abwechsele: denn der weggenommene Baum hat das für sein Geschlecht benöthigte Salz und die ihm eigene Nahrung schon an sich gezogen. Ist ein Apfelbaum weggenommen worden, so kommt auf diese Stelle ein Birnbaum; hat man einen Birnbaum weggenommen, so wird ein Apfelbaum dahingesetzt. Wer ein Liebhaber von Zwergbäumen auf Quittenstämmen ist, kann auch damit abwechseln. Nachdem

nun solche Stämme zwey bis drey Jahre gestanden haben, so werden sie mit eben der Nummer, welcher der Reihe zukömmt, bepfropft. Ich habe zwar oben von der in der Baumschule zu haltenden Ordnung gesagt, daß in jeder Reihe einerley Art Bäume stehen müßten. Allein nunmehr, nach vier, fünf und mehr Jahren, ist man aus Noth gezwungen, von dieser Regel abzugehen, und sehr bunte Reihen von Aepfel- Birn- und Kirschbäumen durcheinander sich gefallen zu lassen. Inzwischen bleibt doch in der ganzen Baumschule in so weit gute Ordnung, daß in jeder Reihe allemal einerley Nummer ist.

§. 2.

Die Zeit, solche ledige Stellen wieder zu besetzen, sollte eigentlich der Herbst seyn, weil alle im Herbst gesetzte Bäume besser wachsen. Allein, weil vom Herbste an bis zum April beständig junge Bäume daraus gehoben werden: so würden diese erst gesetzten Bäume allemal dadurch beunruhiget und im Anwachsen gehindert werden. Da-

her ist es am besten, daß man damit bis in den halben April warte, um welche Zeit nicht leicht mehr junge Bäume geholt zu werden pflegen. Damit man jedoch verhindere, daß diese jungen zu setzenden Stämme nicht vorher, ehe sie ausgehoben werden, zu stark treiben, so thut man wohl, wenn man sie im März ausgräbt, an einem besondern Orte in die Höhe einschlägt, und hernach im halben April die Lücken damit ausfüllet, so werden sie mit Lust wachsen.

§. 3.

C. Das dritte Jahr nach dem Pfropfen. 1782

Dieser Sommer giebt der Baumschule schon mehr Ansehen. Denn nunmehr sind einige Bäume darunter, welche beynahe ihre völlige Höhe, das ist, sechs bis sieben Schuh von der Wurzel bis zur Krone erreicht haben. Diese Krone bekommen einige noch diesen Sommer. Und nun kömmt erst der rechte Nutzen von achtjähriger Arbeit. Denn was etwa im vorigen Winter an Zwergbäumen abgesetzt ist, ist nur als

eine

eine Kleinigkeit anzusehen, gegen die Menge hochstämmiger, wohl gezogener Bäume. Des Vergnügens nicht zu gedenken, sie zu ziehen und heran wachsen zu sehen, und der Zufriedenheit darüber, seinem Nächsten, und denen, die nach uns leben, mit den auserlesensten Obstsorten dienen zu können. Uebrigens ist die Arbeit in der Baumschule mit der des vorigen Jahrs völlig einerley.

Zwölftes Kapitel.

Von der Schafthöhe der hochstämmigen Bäume.

§. 1.

Es würde zwar nicht übel stehen, wenn alle Bäume in einer Reihe, von der Wurzel bis zur Krone, einerley Höhe hätten: aber das wird sich ohne Schaden des Besitzers nicht wohl thun lassen. Denn, weil immer ein Baum vor dem andern einen Vorzug im Wachsen hat, so kann man

auch dem einen eher eine Krone verschaffen, als dem andern. Wollte man nun keinen Unterschied machen, und die schwächern eben so hoch ziehen, und wäre doch nicht im Stande, ihnen ein stärkeres Wachsthum zu geben, so würde dieser schwächere Stamm stets dünn bleiben, und seinen eigenen Kopf oder Krone nicht tragen können. Daher richte man sich in der Höhe des Schaftes nach dem Wachsthum des Baumes und der Stärke des Stammes. Aber wie hoch muß denn nun der Schaft eines gesunden Baumes seyn, der bey der Wurzel die Dicke eines guten Besenstiels hat, oder unten im Fuße im Durchschnitte zwey Zoll dick ist? Wer ihn in der Baumschule sechs bis sieben Schuhe hoch zieht, thut meines Erachtens alles, was man verlangen kann. Will man ihn hernach höher haben, so thue man es nicht gleich beym Versetzen auf eine neue Stelle, sondern lasse den Baum einst ein paar Jahre recht anwachsen, und ihn alsdann von Jahr zu Jahr immer höher gehen, bis er so ist, als man ihn haben will.

Drey-

Dreizehntes Kapitel.

Von den Zwergbäumen.

§. 1.

Vor ungefehr funfzig Jahren stand man in der Meynung, die raren Franzbirnen müßten nothwendig auf Quittenstämme, und Franzäpfel auf Paradiesstämme gepfropfet werden, sonst würden sie nicht tragen. Obst auf Kernstämme wüchse nur ins Holz, und gäbe keine Früchte. Allein, die Erfahrung hat das Gegentheil gelehrt, daß nicht nur ein auf einem Kernstamm gepfropfter Zwergbaum viel dauerhafter sey, sondern auch eben so schönes Obst bringe. Es ist wahr, ein auf Quitten gepfropfter Baum trägt eher Früchte: dagegen geben aber viele einen unansehnlichen Baum. Man kaufe sich einmal ein Duzend dergleichen Bäume, die auf Quitten gepfropft sind, so werden kaum sechs Stück seyn, die gut wachsen, die übrigen geben schlechtes Holz, und müssen nach

einigen Jahren entweder weggeworfen werden, oder es gehen viele Juhre darüber hin, ehe sie eine Spalier bekleiden. Da hingegen ein Birnbaum auf einem Kernstamme mit Lust wächst, und eine Wand bald grün machen kann. Jedoch läugne ich nicht, daß Quittenstämme von der großen Birnquitte wohl eben so gut, als Kernstämme seyn mögen, diese aber sind selten zu bekommen. Wer nun in seiner Baumschule auch Zwergbäume ziehen will, der nehme keine andere Sorte dazu, als Tischäpfel und Tafelbirnen. Den ersten Sommer, da die Stämme bepfropft sind, giebt man Achtung auf diejenigen Pfropfreiser, die aus einem jeden Auge einen Zweig treiben. Sind einige darunter, die fünf Zweige haben, als einen in der Mitte und auf jeder Seite zween, so sind diese vorzüglich schön. Wenn sie jedoch nur drey Zweige haben, einen in der Mitte und auf jeder Seite einen, so sind diese auch nicht zu verachten. Daß solche Zweige ganz niedrig, etwa einen halben oder höchstens einen ganzen Schuh über der Erde sitzen müssen, versteht sich von selbst.

Den

Den ersten Sommer läßt man die Zweige so lang wachsen, als sie wollen. Ist nun auf den Herbst der Spalt schön überwachsen, so kann ein solches Bäumchen, wenn es bey der Wurzel die Dicke eines guten Daumens hat, schon versetzt werden. Wäre aber der Spalt noch nicht überwachsen, so beschneidet man die Nebenzweige im Herbste, oder auch wohl erst im folgenden März, dergestalt, daß sie nur vier bis höchstens sechs Augen behalten, das übrige, bis ans Ende, wird weggeschnitten. Der Mittelzweig kann wohl acht bis zehn Augen behalten, so wachsen im Sommer aus dem Mittelzweige drey bis vier andere, und aus jedem Nebenzweige wenigstens zwey andere Zweige. Alsdann muß er auf dem Herbst oder im künftigen Frühlinge ein schöner und zum Verpflanzen dienlicher Zwergbaum seyn. Auf diese Art verfährt man mit Tischäpfel und Tafelbirnen, sie mögen nun an ein Geländer oder zu einer Obsthecke gepflanzet werden sollen. Das baldige Fruchttragen solcher auf Kernstämme gepfropften Zwergbäume, hängt blos von der geschickten Be-

schneidung desjenigen Gärtners ab, der sie künftig unter seine Zucht bekömmt. Was die Aepfel betrift, so müssen zu Spalieren, und Hecken nur gewisse Sorten auf Kernstämme gepfropft werden, als Calville d'été, Pigeon, Pepin, Reinette, Calville blanche, und Passe pomme. Was die andern Arten und sogenannten wirthschaftlichen Aepfel, als rother Brasilienapfel, großer Rosenhäger, Streifling, Hardy, Herrnapfel, rother Rostocker oder Eiserapfel ꝛc. betrift, wenn man daraus gern Zwergbäume haben will, so muß man solche auf Paradiesstämme oder Splittäpfel pfropfen, so tragen sie gleich im zweyten oder dritten Jahr nach dem Versetzen. Diese Schlittäpfelstämme müssen jedoch schon ein wenig dick seyn, ehe sie gepfropft werden, sonst währet es damit sehr lange, ehe ein solcher Baum versetzt werden kann. Ehmals hielt man in Frankreich und in den vornehmsten Gärten Deutschlands sehr viel von den sogenannten Buschbäumen, die umher rund und innwendig hohl, wie ein Kessel, gezogen wurden. Diese Mode ist meist

vor-

vorbey. Man wird solche in keinem vornehmen Garten mehr antreffen. An deren statt hat man, ausser den Spalieren zu Birnen, die Pyramiden erwählet. Man bedient sich auch noch anderer Figuren, als Canapees, Pfauen u. dergl. Anstatt der Aepfelbuschbäume hat man itzt Obsthecken, auch wohl solche Spaliere, die an keiner Mauer, sondern ganz frey im Garten auf den Rabatten angelegt sind.

Vierzehntes Kapitel.

Von den Obsthecken.

§. 1.

Diese werden meist nur von Aepfeln gemacht: allein dazu schicken sich nicht alle Sorten Aepfel. Eigentlich lassen sich nur vier Arten Tischäpfel zu Hecken ziehen, nämlich Pigeon, Pepin, Calville rouge d' été und Reinette, denen man den rothen Augustapfel, passe pomme rouge, noch

noch beyfügen kann. Allein, am rathsamsten ist, keine andern dazu zu nehmen, als die beyden erstgenannten Pigeons und Pepins. Wenn diese schon nicht auf Schlittäpfel, sondern nur auf Kernstämme gepfropft sind, so tragen sie doch gleich im zweyten oder dritten Jahre nach der Verpflanzung; nicht, wie die gemeinen deutschen Sorten, ein Jahr ums andere. Verlangt nun jemand aus der großen Baumschule Zwergbäume zu Hecken, so muß man aufrichtig seyn und nur solche Sorten geben, die sich dazu schicken, sonst wartet der Käufer nach vier Jahren vergebens auf Früchte. Eine solche Obsthecke steht schön und bringt ungemeinen Nutzen. Man zieht sie vier bis fünf Schuh hoch und drey Schuh dick. Sie haben keine künstliche Beschneidung nöthig, sondern werden nur mit der Gartenscheere beschlagen, als wenn man eine Hainbuchenhecke vor sich hätte.

Funfzehntes Kapitel.

Von den Spalieren auf den Rabatten, und Birnenpyramiden.

§. 1.

Es ist itzt sehr üblich, daß auf den Rabatten, statt der ehemaligen Buschbäume, erst eine Birnenpyramide, hernach ein Apfelzwergbaum an ein klein Spalier gesetzt, und damit abwechselnd fortgefahren wird. Zu den Zwergbäumen nimmt man keine andere, als Tischäpfel. Diese werden en eventail gezogen, das ist: wie ein ausgebreiteter Fächer oder Pfauenschwanz. Wie solche nun in der Baumschule dazu vorbereitet werden müsse, ist schon gezeigt worden. Wollte man auch andere, nämlich wirthschaftliche Aepfel dazu nehmen, so müssen solche auf Paradies, oder Splittäpfelstämme gepfropft werden, alsdann tragen sie bald.

§. 2.

§. 2.

Zu den Birnenpyramiden nimmt man diejenigen Tafelbirnen, die stark belaubt sind, d. i. solche, die viele Zweige und breites Laub haben, und damit den Hauptstamm dergestalt bedecken, daß solcher dadurch unsichtbar wird. Dergleichen sind: beurre blanc, virgoleuse, Marquise u. s. f. Diese müssen schon in der Baumschule zu Pyramiden gezogen werden. Man erwählet dann diejenigen Bäumchen, die ganz unten, und zwar an zwey bis drey Orten des Stammes Zweige getrieben haben. Von Aepfeln schickt sich vorzüglich der Pepin dazu. Auch dürften die Reinetten hiezu nicht untauglich seyn; die mehresten aber werden doch spät tragen, wozu nicht alle Gartenliebhaber die erforderliche Geduld besitzen. Der Pepin aber trägt aber bereits im zweyten Jahre, und schlägt nie fehl. Wer daher Pyramiden sogleich in der Baumschule ziehet, der bemerke folgendes: z. B. ein in diesem Frühling gepfropfter Baum hätte unten umher drey Zweige, nebst einem gerade in die Höhe steigenden Zweig

aus-

ausgetrieben, so schneidet man auf den Herbst oder im folgenden März von den Nebenzweigen so viel ab, daß nur drey bis vier Augen stehen bleiben. Der gerade in die Höhe gehende Hauptzweig, welcher künftig die Pyramide formiret, bleibet ungefehr eine halbe Elle lang stehen, das übrige, bis an die Spitze, wird abgeschnitten. Beym Beschneiden der vorgedachten Nebenzweige giebt man auf die Augen Achtung. Etliche Augen sitzen oben, etliche zur rechten und linken Hand, und einige mitten am Zweige. Da muß man nun den Zweig so abschneiden, daß ein Aug, welches oben sitzt, stehen bleibe: das übrige wird weggeschnitten, so treibt solches Aug im folgenden Jahr einen Zweig, welcher auf den Stamm zuwächst. Wollte man das letztere Auge, welches unten sitzt, stehen lassen, so wüchse der daraus entstandene Zweig niederwärts, das ist: vom Stamme auswärts, da doch die umher stehenden Zweige den Hauptstamm gleichsam fest umfassen sollen. Will man gern daran eine Lücke bekleidet haben, so sieht man sich nach einem auf die Lücke zuweisenden Auge um:

Was nun über diesem Auge sitzt, das schneidet man weg, so wird das stehen bleibende Aug einen Zweig treiben, welcher die Lücke bekleidet. Dieses ist bey der Pyramidenziehung als eine Hauptregel zu merken. Im folgenden Jahre wird jeder Nebenzweig zwey andere Zweige treiben, der gerade in die Höhe stehende aber so viel junge Zweige schießen, als er Augen behalten hat. Des Sommers schneidet man nichts daran; im späten Herbste aber, oder im Winter, wenn offenes Wetter ist, macht man es wieder so, wie gemeldet worden, und damit fährt man alle folgende Jahre fort. Diejenigen Pyramiden, welche drey Jahre nach der Pfropfung gezogen worden, sind zum Versetzen die besten; doch hindert es nicht, wenn sie gleich fünf Jahre alt wären, nur daß sie alsdann theurer seyn müssen.

§. 3.

D. Das vierte Jahr nach dem Pfropfen. 1783.

Ich habe bey dem dritten Jahr gemeldet, daß einige hochstämmige Bäume schon

in diesem Jahre ihre völlige Krone und gebührende Höhe bekämen: allein dieses ist von den frechwachsenden zu verstehen. Es hat immer ein Baum vor dem andern im Wachsen einen Vorzug. Die meisten bekommen die Krone erst im vierten Jahre. Einigen Bäumen ist es in der Art, daß sie langsam wachsen: wie dann ein Borstorfer, wenn er die Dicke eines guten spanischen Rohrs, und eine Höhe von sechs bis sieben Schuhen von der Wurzel bis zur Krone haben soll, kaum erst im sechsten oder achten Jahre nach der Pfropfung dazu gelanget. Wer dergleichen zieht, muß es Ehren wegen und seinen Nachkömmlingen zum Besten thun. So wächst auch Pomme d'api sehr langsam und trägt spät. Da hingegen der Pigeon, Pepin, Calville und die Rainetten gewiß schon im dritten oder höchstens im vierten Jahre eine schöne Krone haben, und bald Früchte tragen. Im Herbst 1782, oder im Frühlinge 1783, werden die Bäume eben so tractiret und beschnitten, wie bey dem zweyten Jahre gemeldet worden. Sind

aber dem ungeachtet noch einige gar schwache darunter, so läßt man diesen alle Zweige, damit sie nicht in die Höhe gehen und gar zu dünn bleiben, sondern man schneidet nur ein und andern unordentlich wachsenden Zweig davon ab. Bisweilen ist es nöthig, einen solchen schwachwachsenden Baum ganz abzustutzen, und einen Zwergbaum davon zu gewarten. Haben einige Bäume im vorigen Jahr schon eine Krone bekommen, und sind nicht verkauft, denen werden die Zweige dergestalt abgeschnitten, daß sie nur die Länge von einem guten Viertel, oder höchstens eines Schuhes lang behalten, so wird die Krone in diesem Sommer desto schöner. Und auf diese Art verfährt man damit alle folgende Jahre.

Sechszehntes Kapitel.

Vom Versetzen der jungen Bäume.

§. 1.

Wer eine Baumschule im Großen hat, dem muß es zwar gleichgültig seyn, zu welcher Zeit die Käufer Bäume abholen; allein diesen ist zu rathen, es allemal im Herbste zu thun. Theils, weil man alsdann das Aussuchen hat; theils, weil ein im Herbst gepflanzter Baum im Wachsthum allemal den Vorzug vor einem im folgenden Frühlinge gepflanzten behält. Was aber Zwergbäume betrift, so ist es damit noch immer Zeit, solche im März zu versetzen. Einige sind gewohnt, die Mittagsgegend an den ausgehobenen Bäumen zu zeichnen, um sie wieder so zu setzen, als sie gestanden haben.

Siebenzehntes Kapitel.

Von dem alljährlichen Herbstcatalogus.

§. 1.

Im Monate September muß man seine ganze große Baumschule die Revue passiren lassen, und sich einen eigenen Catalogus von denjenigen Bäumen machen, die in diesem Herbste und im künftigen Winter versetzt und verkauft werden können. Die Rubricken können folgende seyn.

I. Aepfel: Aepfelzwergbäume, Aepfelpyramiden, hochstämmige Aepfelbäume.

II. Birnen: Birnzwergbäume, Birnpyramiden, hochstämmige Birnbäume.

Nun gehe man alle Reihen durch, mit dem gewöhnlichen Sortencatalogus in der Hand (wenn man ihn nicht schon auswen-

dig

dig weiß) und zähle, wie viel Bäume in jeder Reihe unter diese oder jene Rubrick gehören, und schreibe die Anzahl in den Herbstcatalogus: so weiß man, was man zu verlassen hat. Denn wenn jemand eine starke Anzahl Bäume verlangt, so wäre es sehr mühsam, wenn man alsdann erst die ganze Baumschule durchsuchen sollte, um zu sehen, was man habe. Gar oft ist es übel Wetter, wenn darnach gefragt wird, und da ist es gar angenehm, wenn man in der Stube davon Nachricht geben kann. Ich will, um mehrerer Deutlichkeit willen, davon folden Abriß mittheilen.

I. Aepfel.

No.	Zwergbäume.	Pyramiden.	Hochstämmige.
I.	22	—	47 Stücke.
II.	8	—	92
III.	—	—	51
IV.	120	—	130
V.	18	—	32
VI.	68	32	78

II. Birne.

No.	Zwergbäume.	Pyramiden.	Hochstämmige.
I.	39	—	51 Stücke.
II.	116	54	200
III.	62	33	94

und so weiter.

Wenn nun jemand zum Beyspiel zwey hundert Stück hochstämmige Aepfel- und Birnbäume auf einmal verlangte, und mir die Wahl selbst überließe, so würde ich mich nach seinem Stande erkundigen. Ist er von Adel, so würde er mehr Tischäpfel und Tafelbirnen, als wirthschaftliche bekommen. Sollte aber ein neuer Garten blos zur Haushaltung angelegt werden, so müßten der wirthschaftlichen Aepfel und Birnen die meisten seyn. Wäre er Bauernstandes, so würde er von Tischäpfeln und Birnen von jeder Sorte nur ein Stück bekommen, die übrigen Sorten müßten aber lauter Haushaltungsäpfel und Birne seyn. Als eine Hauptregel hat man anzumerken, daß es für den Käufer sowohl, als Verkäufer allemal besser seye, wenn die Wahl in des Verkäufers

käufers Belieben steht. Denn fordert der Käufer gewisse Sorten, so kann es sich zutragen, daß solche schon ziemlich vergriffen sind, und der Verkäufer genöthiget wird, die noch übrigen schwachen abzugeben. Hat aber der Verkäufer freye Hand, so wird er von seinen besten Sorten allemal die stärksten aussuchen, womit es eben Zeit ist, daß sie wegkommen, weil sie mehrern Raum verlangen.

Achtzehntes Kapitel.

Von dem Nutzen einer großen Baumschule.

§. 1.

Zuerst will ich den Nutzen zeigen, den eine Baumschule im Großen demjenigen verschaffen wird, der sich damit abgiebt, damit auch diejenigen, die eben kein Vergnügen an der Baumzucht finden, dennoch wegen des großen Vortheils angelockt werden mögen, solche anzulegen. Ich will also zei-

zeigen, was eine Baumschule, die einen Morgen Landes groß ist, binnen zehn bis zwölf Jahren einbringen kann und einbringen müsse.

§. 2.

Ein solches Stück Acker würde in sich halten 120 Ruthen, die Ruthe zu 16 Schuhe gerechnet. Wenn ein solcher Morgen viereckig seyn sollte, so würde jede Seite ungefehr 11 Ruthen oder 176 Schuhe lang seyn. Muß nun, wie ich gezeigt habe, in der Baumschule eine jede Reihe von der andern zwey und einen halben Schuh zu stehen kommen, so würden 70 Reihen daraus werden, und in jede Reihe, wenn ein Baum von dem andern ein und ein halben Schuh zu stehen käme, müßten 117 Bäume gesetzt werden. Das wären überhaupts 8190 Bäume. Von Zeit der Kernsäung an kann man von zehn bis zwölf Jahren von diesen 8190 Bäumen ungefehr 7000 Hochstämmige und Zwergbäume ziehen. Für den Abgang rechne ich 1190, also beynahe 1200 Stücke. Von diesen 7000 Stücken könnte man ziehen 2000 Zwergbäume

und

und 5000 Hochstämmige. Diese würden folgendermassen, und zwar in dem allergeringsten Preiße, den es vielleicht gar nicht giebt, verkaufet werden können.

2000 Zwergbäume, à 4 Gr.	333 Thlr.	
5000 Hochstämmige, à 6 Gr.	1250 —	
Summa	1583 Thlr.	

§. 3.

Die Eintheilung, wie viel man Zwergbäume und Hochstämmige ziehen will, ist zwar willkührlich, und stehet in eines jeden Belieben. Doch mit gar zu vielen Zwergbäumen muß man sich nicht überladen, oder man müßte schon vorher wissen, solche bald los zu werden. Denn wäre der Debit nicht da, und man wäre gezwungen, sie zu behalten, und hochstämmige Bäume daraus zu ziehen, so würde es schwerlich angehen, gute, ansehnliche, und mit einem geraden Schafte versehene Bäume daraus zu machen, worauf doch vorzüglich zu sehen ist. Aber die Summe der angesetzten 2000

Stück Zwergbäume ist fast noch zu groß. Ich wollte lieber rathen, nur 1500 Stücke, und aus den übrigen 500 Stücken lauter Birnenpyramiden zu ziehen, welche itzt stark Mode sind, und sehr gesucht werden. Und alsdann würde meine Rechnung so zu stehen kommen:

1500 Zwergbäume, à 4 Gr.	250 Thlr.
500 Pyramiden, à 8 Gr.	166 —
5000 Hochstämmige, à 6 Gr.	1250 —
Summa	1666 Thlr.

§. 4.

Die Kosten, solche Bäume zwölf Jahre zu unterhalten, würden (ein Jahr ins andre à 20 Thlr. gerechnet) sich auf 240 Thaler belaufen. Diese 240 Thaler von 1666 Thalern abgezogen, so bleibt Ueberschuß 1426 Thaler. Und so viel trägt ein Morgen Acker ein, wenn daraus eine Baumschule angelegt wird. Das ist, alle Jahr 118 Thaler rein Geld, nach Abzug aller Unkosten.

§. 5.

§. 5.

Wenn ein Morgen Grabeland verpachtet wird, kann er höchstens jährlich 6 Thaler Pacht geben, an denen Orten aber, die fern von einer Stadt liegen, kaum 3 bis 4 Thaler. Ich will aber die höchste Pacht ansetzen, das wäre in zwölf Jahren doch nicht mehr, als 72 Thaler. Welch ein erstaunender Unterschied, zwischen 72 und 1426 Thalern!

§. 6.

Und dieses kann man für ganz gewiß annehmen, wenn man nur folgendes erwäget. Für Abgang schadhafter Bäume sind fast 1200 gerechnet. Dieß macht beynahe den sechsten Baum aus. Ein großer Verlust. Werden die ledigen Stellen alsobald wieder besetzt, so kann man noch viel weniger Abgang rechnen. Es mag aber darum seyn. Auch ist die Zeit nicht zu kurz angesetzt, die Bäume so groß zu ziehen, daß sie unten die Dicke eines Besenstiels, und einen Schaft von sechs, sieben bis acht Schuh, von der Wurzel bis zur Krone bekom-

kommen: nämlich zwölf Jahre. Vielleicht kann man schon die Hälfte Bäume verkaufen, wenn sie acht, und neunjährig sind.

§. 7.

Die Kosten der Unterhaltung sind auch hoch genug angerechnet. Die ersten fünf Jahre haben sie keine weitere Nahrung nöthig, als daß sie vom Unkraute rein gehalten werden. Die ersten zwey Jahre nehmen sie kaum den Raum eines sechszehntels Morgen ein, so jährlich vom Unkraute rein zu halten ist, und keine zwanzig Thaler kosten kann; und die folgenden drey Jahre haben sie auch wenig Wartung nöthig, wofür ich doch jährlich zwanzig Thaler angesetzet habe. Hierzu kömmt noch, daß man die ersten fünf Jahre allerley Gartenfrüchte daraus genießet, als Salat, Spinat, braunen Kohl, Selleri ꝛc. welche Gewächse gewiß so viel werth sind, als die Reinigung vom Unkraut kostet. Dennoch habe ich für die ersten fünf Jahre eben sowohl hundert Thaler Kosten, als für die letztere angesetzt.

§. 8.

§. 8.

Erwägt man nun den Preis der Bäume, so wird jedermann bekennen müssen, daß er gewiß recht sehr gering sey. Ein Zwergbaum, welcher gesund ist, einen überwachsenen Spalt, und bey der Wurzel die Dicke eines Harkenstieles hat, ist allemal vier Groschen werth, wenn er auch nur einjährig ist. Einen hochstämmigen Baum, der die Dicke eines Besenstieles, einen geraden Schaft und eine Höhe von der Wurzel bis zur Krone sechs, sieben bis acht Schuhe hat, habe ich für sechs Groschen angesetzt, da er doch sonst gewiß acht kosten würde. Wollte man sie auch so hoch anschlagen, so kämen noch 416 Thaler mehr heraus. Und also würde die ganze Einnahme, nach Abzug aller Kosten, seyn, 1842 Thaler, das ist, jährlich 142 Thaler.

§. 9.

Der einzige Haupteinwurf ist dieser. Ob man auch wohl eine solche Menge Bäume in den letztern vier Jahren verkaufen könne. Denn, wer hochstämmige Bäume

ziehet, muß acht Jahre auf Hofnung arbeiten, eher darf er nicht ans Verkaufen denken, es müßten denn einige stark wachsende Zwergbäume seyn. Allein, wer in seiner Baumschule eine gute Ordnung hält, und dem Käufer als ein ehrlicher Mann versichern kann, das ist ein Pepin, Pigeon, Borstorfer, Calville, Reinette, u. s. w. Diese Birn heißt: Beurre blanc, Bergamotte, Virgouleuse, Saint Germain, Colmart, Crasanne u. s. w. der hat nicht zu befürchten, daß es ihm an Abnehmern fehlen werde. Gesetzt aber, man könnte sie nicht auf einmal loß werden, so kann man ihnen die Stelle leicht gönnen, und versichert seyn, daß man in den folgenden Jahren einen stetswährenden Nutzen davon zu erwarten habe, welcher, wenn man stets nachpflanzet, in zwanzig bis dreyßig Jahren nicht aufhöret.

§. 10.

Der Einwurf, den jemand machen könnte: wenn man meinem Vorschlag folgte, so würden die Obstbäume gar zu gemein wer-

werden, und Niemand mehr ein Stück verkaufen können, ist von keiner Erheblichkeit. Denn wenige haben die zu einer großen Baumschule erforderliche gute Erde. Alle deren Mühe würde vergebens seyn. Einige haben wohl gutes Land, es fehlt ihnen aber an Raum und Platz. Viele, die beydes haben, haben nicht Lust, sich damit abzugeben, oder sie scheuen sich vor den acht Jahren, die sie auf Hofnung arbeiten sollen, ehe der Nutzen kommt. Es wird also Mühe kosten, ehe sich in einem ganzen Lande nur zehn Personen finden, die sich entschließen, dergleichen Baumschule im Großen anzulegen. Inzwischen wäre es doch für manche Familie sehr zuträglich, dergleichen für ihre Nachkommen anzulegen. Auch wäre es für manche von Adel nicht unanständig, wenn sie auf solche Art ihr Gut jährlich mit 118 Thaler, oder gar mit 153 vermehrten. Gesetzt, sie könnten von ihrem Grabelande im Garten keinen ganzen Morgen entbehren, so haben sie doch etwa ein Stück Acker nahe an ihrem Gut. Wenn auch die Umzäunung eines solchen Platzes 200 Thaler kostete, so würde

doch

doch alle Jahre 100 bis 130 Thaler Profit bleiben.

§. 11.

Wenn man wegen seiner großen Baumschule einen eigenen Gärtner oder auch nur einen Gartenknecht halten, und beständig in Lohn und Brod erhalten müßte, so würde freilich der Nutzen nicht so groß seyn, als ich ihn hier angegeben habe. Denn ein solcher Gartenknecht kostete jährlich 40 Thaler. Das wären jährlich 20 Thaler mehr Unkosten, als ich angegesetzt habe. Nein, man suche sich einen jungen, treuen und gelehrigen Taglöhner aus: dem zeige man das Kernsäen, und wie die Küchengewächse in die Reihen zu pflanzen sind; hernach wie die Bäumchen in die große Baumschule zu versetzen seyen. Das Ausjäten des Unkrautes im Sommer können ein paar alte Weiber verrichten. Nach fünf Jahren unterweise man diesen Taglöhner im Pfropfen und Oculiren. Er müßte herzlich dumm seyn, wenn er es nicht in einer halben Stunde begreiffen könnte. Giebt man nun einem solchen Taglöhner, inclu-

inclusive des Trunkes, wöchentlich 1 Thlr. 12 Gr. so bin ich versichert, daß er jährlich nicht über 15 Thaler bekommen könnte. Als ein Douceur kann man ihm noch für das Ausgraben der verkauften Bäume, für jedes Stück etwa zwey Kreuzer geben. Die übrigen fünf Thaler rechne ich für Pfähle, Stangen, Baum- und Pfropfwachs, Bast und anderes Gartengeräth, so kommen die Unkosten nicht höher, als zwanzig Thaler, zu stehen. Aber, welche Herrschaft, welches Kloster hat nicht ausser der Gartenbeschäftigung auch noch eine andere Arbeit für einen Knecht? Und um dieser Ursache willen, wollte ich doch lieber zu einem tüchtigen Knecht, als Tagelöhner rathen. Gesetzt, er bekäme jährlich zwanzig Thaler Lohn, so wäre die Gartenarbeit die allerwenigste. Denn in acht bis zehn Tagen muß er die ganze Baumschule, wenn sie gleich einen Morgen Landes groß ist, einmal aushacken und reinigen können, welches etwa dreymal des Jahres nöthig ist. Das wären 24 bis 30 Tage; zum Pfropfen auch so viel Zeit. Rechnet man hiezu etwa noch zwanzig Tage zu unbestimmter

Arbeit in der Baumschule, als Abnehmung der Räuber, Setzung der Pfähle, deren Anbindung u. s. f. so würde dieß zusammen etwa eine Vierteljahreszeit ausmachen. Die übrigen drey Vierteljahr hätte man gänzlich umsonst. Man nehme nun entweder einen Taglöhner oder Gartenknecht (für den man ausser der Baumschule noch häufige Arbeit hat) so muß alle Arbeit in der Schule nicht über 20 Thaler betragen. Hierbey aber müssen die Herrschaften und Klöster sich öfters vorstellen, daß der Knecht ein Gartenknecht, und die Gartenarbeit seine vornehmste Arbeit sey, damit er nicht zur Unzeit (etwa in der Erndte) aus dem Garten gerufen werde, und die Baumschule dadurch verwildere.

§. 11.

Es wäre zu wünschen, daß alle diejenigen, welche Gelegenheit haben, eine Baumschule im Großen anzulegen, sich durch keine eingebildete Schwierigkeiten davon mögen abhalten lassen. Diese Beschäftigung wird dereinst keinen reuen. Sind einige schon bey Jahren, die denken ja nicht, den Nutzen

werde

werde ich nicht erleben. Laß die Nachkommen zusehen, wie sie fertig werden. Das wären keine patriotische Gedanken. Jener Landesfürst in Asien traf einen alten, abgelebten Bauer bey Pflanzung eines Dattelbaums an, und sagte: Vater, du wirst keine Datteln mehr beissen: Gnädiger Herr! antwortete er, ich habe Kindeskinder, deren Kindeskinder werden gute Zähne haben, und für mich beissen. Das war patriotisch gedacht! Ich empfehle nochmals das Kernsäen in Menge, allen, welche eigene Güter haben, besonders denen von Adel und den Klöstern.

Zweyter Abschnitt.

Von den Frucht- und Obstbäumen besonders und dem Weinstock.

Erstes Kapitel.

Von dem Apfelbaum.

§. 1.

Ich hab es schon einmal erinnert, und auch die Gründe angefüget, warum es sehr schwer lassen wird, Baumschulen im Großen anzulegen, um also auf eine andere Art die Obstliebhaber zu entschädigen, liefere ich ihnen die specifiken Methoden, wie sie ihre Gärten mit den bekanntesten Obstfrüchten besetzen und solche benützen können.

Der

Der Apfelbaum ist ein bekannter Baum, und wächst beynahe überall, kommt aber jedoch am besten in einem feuchten und schwarzen Grunde fort, und sollte er ja in einem leimigten oder sandigten Grunde zu stehen kommen, so hilft man ihm dadurch fort, daß man ihn jährlich um den Stamm herum aufhaue und mit Dünger überstreue. Die Apfelbäume sind von einander sowohl der Größe, dem Geschmack, als Gestalt nach so sehr verschieden, daß es beynahe unmöglich ist, sie alle zu erzählen. Die bekanntesten und gesündesten sind bey uns die sogenannten Zwiebeläpfel und Morschanzky, die auch unter dem Namen Börstorferäpfel bekannt sind.

§. 2.

Wenn gesäete und ungepflanzte Bäume das Alter von drey Jahren erreichen, so muß man sie wieder ein oder anderthalb Schuh von einander, in gute Erde versetzen, doch muß die Saatwurzel und der Stamm oben einen Schuh über der Erde beschnitten werden, welches man zwey Jahre hintereinander verrichten kann, damit die Stämme ihre gehöri-

hörige Dicke erlangen, und man bald darauf pfropfen könne. Die Enken oder Pfropfreiser aber, die man darauf pfropfen will, muß man im Februar oder März abschneiden, sodann also in die Erde legen, daß die Wipfeln etwas über die Erde hervorstehen, dann fährt man fort, wie gewöhnlich sie zu pfropfen, und zwar, nach Anrathen der meisten Gärtner, im wachsenden Monde. Anstatt des Pelzwachses aber, nehme man etwas Kühmist, ein wenig Kühehaar und etwas Sand, mische solches untereinander und bestreiche damit die Pfropfreiser solchergestalt, daß kein Regen durch und hineindringen könne. Das Baumwachs muß vorher abgeschmieret, und darnach die Baumhaube darüber gethan werden. Wer aber kein Wachs hat, der kann es auch mit der leimenen Kappe gut seyn lassen. Wenn nun diese gepfropft und etwa anderthalb Daumens dick geworden sind, so pfropfet die besten und angenehmsten Arten abermal darauf, als z. B. Goldäpfel, Reinetten, doch nehme man nur solche Pfropfreiser von einem Zweig, daran sich schon Blütheknospen befinden,

den, weil man dadurch viel eher Früchte erhält. Uebrigens muß man auch zu Zeiten die überflüßigen Aeste, und die, welche sich ineinander flechten, öfters abhauen, denn sie wachsen sonst zu sehr ins Holz, und geben wenig Früchte.

§. 3.

Unter den beynahe unzähligen Aepfelsorten hält man folgende insgemein für die besten, als: la Reinette grise et blanche, la Caville blanche et rouge, le Fenouliette, le Pomme d' Apie. le Rambour, le Courtpendu, la Francatu, la Pomme violette, la Pomme de glace, la Pomme de fraisse, la Pomme rose, la Chataigner.

§. 4.

Damit die Früchte an den Bäumen nicht so leicht faulen mögen, so ist fast durchgehends der gemeine Rath aller Gärtner, daß man den Apfelbaum um den Stamm herum mit der Galle einer grünen Eydexe bestreichen solle, wodurch nicht nur allein er-

steres verhütet, sondern auch andere, diesen Bäumen schädliche Thiere, worunter der Holzwurm und die Ohrenhöhler vorzüglich gehören, abgetrieben werden.

§. 5.

Der Nutzen und der Gebrauch dieser Frucht, sowohl in Absicht auf die Gesundheit, als zur Arzney, ist weltbekannt, doch aber ist es auch gar nicht rathsam, in einem Zimmer zu wohnen, wo viele Aepfel aufbehalten werden, weil ihre Ausdünstungen zu schwer sind, und endlich gar zu Ohnmächten Anlaß geben, wie man auch selbst vom Zugvieh weiß, daß es ungemein schwitze, wenn es Aepfel führet, nicht aus Begierde, solche zu fressen, sondern blos wegen deren häufigen Ausdünstungen.

Zweytes Kapitel.

Von dem Birnbaum.

§. 1.

Nach dem Apfel, folgt der Birnbaum, welcher ebenfalls eine sehr nüzliche Frucht bringet, die nicht nur allein frisch und gedörrt zur Speise, sondern auch der davon ausgepreßte Saft zum Getränk dienet. Man giebt die Suppe von gedörrten und gekochten Birnen in Hitzen und langem Durste, und ist im Nürnbergischen unter dem Namen Hutzelbrühe besonders bekannt. Unsere Obst- und Fruchthändler pflegen auch allenthalben diesen Most zu verkaufen.

§. 2.

Dieser Baum verlanget mit dem Apfelbaum einerley Boden und Erdreich, man muß ihn aber besonders fleißig warten, mittelst Beschneidung und Säuberung vom dür-

rem Holze und den Wasserschößlingen. Die Birne pflegt man eben sowohl, wie die Aepfel, durch die Kerne zu erziehen und zu pfropfen. Die Impfung solcher Bäume wird in hitzigen Ländern im Herbst und Winter, an kalten Orten im Hornung und März, in temperirten Ländern aber zu beyden Zeiten vorgenommen. Sie werden auch auf einander selbst, welches das beste ist, als auch auf andere Bäume geimpfet. In Frankreich pelzet man die Sommerbirn auf Quitten, und die Winterbirn auf niedrige Dornstämme. Die Früchte dauern viel länger, als andere, sind auch viel härter und dichter. Bey uns werden die Birne, ausser der Zuckerbirn, so bey der ersten Pfropfung bleibet, zweymal gepfropfet, es seyen entweder Pergamotten oder Herbstzuckerbirn, und zum zweytenmal impfet man darauf bon chretiens, Tafelbirn, Muscatbirn, oder andere Sommer- und Winterbirn.

§. 3.

Wenn die Bäume steinichtes Obst tragen, so soll man den Baum aufdecken, und

also

alſo vierzehn Tage die Wurzeln mit Tropfwein begießen, oder man ſoll ſie, nach Tanara Rath, mit dem Waſſer oder Borſten überſchütten, darinn Schweine oder Ferkel abgebrühet worden.

§. 4.

Will man auf einen Baum unterſchiedliche Arten pfropfen, ſo ſoll man Sommer- auf Sommer- und Winter- auf Winterbirn pfropfen, ſo gerathen ſie beſſer und kommen viel eher zu ihrer Vollkommenheit. Man kan ſie auch auf junge oder alte Stämme impfen.

§. 5.

Ihre Geſchlechter und Arten ſind ſehr verſchieden. Die franzöſiſchen Kunſtgärtner pflegen ſie meiſt einzutheilen in die

Sommerbirnen, vom Julius und August bis September, als la Cuiſſe Madame, le gros Blanquet, le petit Muſcat, le Rouſſeler, la Roubine, l'Orange d'été, l'Amiral, l'amir roux, la Fon-

dante

dante de breſt, la Colla roſa, le bon Chretien d' été muſqué, l' Eſpargne.

In Herbſtbirnen, vom September, October bis November, als: le Beure griſe et blanche, la Bergamotte d' automne, la Moville bouche, le Beſide la motte, le Beſidery, le Meſſir jean, l' Angletere, le Muſcat fleury, la Rouſſeline, la Vertlongue, la Marquiſe, la Louyſe oder Louſe bonne.

In Winterbirnen, vom November, December, Jenner, Feber, bis März, als: le bon chretien d' Yver, le petit Oin, la Graſane, la Virgouleuſe, la Saint Germain, la les Chaſſerie, l'Ambrette, le eſpine d' Yver, la Martin ſec, la Colmar, la bergamotte d' Yver, le ſaint Lezin.

Vielleicht mögen, wo nicht alle, doch die meiſten dieſer erwehnten Birnen, bey uns unter

unter den Namen bekannt seyn, als: Pfundbirne, die man in Ungarn und Oesterreich Bovigrader und Plutzer heißt, die Bergamottbirnen, die Königs, die Herrn, die Wasser, die Glas, die Schmalz, die Salzburger, die Muscateller, die Nägewitz, die Hängel, die Leder, die Hönigbirnen, und dergleichen. Die Brulè bouna ist noch zu merken, weil sie den Namen mit der That, und den Dichter Renat Rapin zu folgendem Vers veranlasset hat:

Pars collo stolide obliquo, absurdeque, tumenti
Crescit in oblongam, non uno tubere, ventrem.

Drit-

Drittes Kapitel.

Von dem Quittenbaum.

§ 1.

Es giebt zweyerley Gattungen der Quittenbäume: als Birn- und Apfelquitten. Die Birnquitten sind etwas größer und besser zur Kost, obwohl sie gemeiniglich etwas steinicht sind: die Aepfelquitten aber sind kleiner und mit einer rauhen Wolle umgeben: sie sind auch runder, als die Birnquitten, vornen aber spitzig und am Stiel rund, wobey man sie eigentlich kennen kann. Man hat auch Birnquitten, die gar dürr und klein bleiben, und nicht so gut, als die großen sind. Solcher Art Stämme braucht man gemeiniglich zu den niedrigen Mauergeländerbäumen.

§. 2.

Die Natur und den Wachsthum der Quittenbäume betreffend, so wollen sie allezeit,

lezeit, wiewohl sie einen kalten Ort und feuchtes Erdreich auch vertragen können, einen warmen mittelmäßigen Ort, und guten, fetten und frischen Boden haben. Denn sie kommen daselbst ungleich besser fort, besonders die großen Birnquitten, welche an der Farbe, dem Geschmack und Geruche viel schöner und besser sind, als die an feuchten und kalten Orten. Daher ist es falsch, wenn einige vorgeben, die Quittenbäume wüchsen auch gut nahe an dem Wasser und an sumpfichten Oertern: sie wachsen zwar auch daselbst, man wird aber doch niemals etwas Gutes davon zu gewarten haben: denn der Quittenbaum will durchaus eine gute, fette, strenge und dabey etwas feuchte Erde haben, und wenn man solchen umher fleissig behacket, so wächst die Frucht sammt dem Baum desto besser. Wenn die Quittenbäume an gar hohen und trockenen Orten stehen, so soll man denselben frische feuchte Erde um die Wurzeln legen, bey grosser Hitze öfters begiessen, auch um den Stamm herum vom Unkraute reinigen, daß die Sonnenhitze nicht

gar

gar zu stark zu den Wurzeln dringen könne, welche nicht tief stehen, sondern sich gemeiniglich in der Oberfläche herum aufhalten, so daß man sie oft gar abnehmen und an ein anderes Ort verpflanzen muß. Wenn des Quittenbaums große Art in seinen eigenen Stamm gepfropft wird, so werden die Früchte gutentheils dadurch verbessert, es giebt aber gar keine beständige und dauerhafte Bäume. Wenn dieser Baum wohl gewartet wird, so bringt er gar bald seine Früchte. Man soll ihn auch an einen guten Ort pflanzen, wo er einen guten Theil Sonne und zugleich freye Luft haben kann, denn beedes ist ihm sehr angenehm. Man pflanzet sie gemeiniglich an den Zäunen oder Mauren in den Baum- oder Küchengarten. Man muß sie um den Stamm herum allenthalben fein behacken, und von den Schößlingen reinigen. Sie werden auch durch den Kern erzogen, wie in dem ersten Abschnitt, von der Ziehung der Bäume bereits erwehnet worden ist; solche Bäume aber sind nur am besten, andere Arten Quitten, Aepfel, Birnen 2c. darauf zu pflanzen.

Was

Was die kleinen betrift, kann man solche wohl in Winkel und Oerter, wo sie nicht hinderlich sind, hinpflanzen.

§. 3.

Will man viele junge Quittenstämme haben, so soll man von der kleinen und geringen Art etliche Bäume nahe an der Erde abschneiden, und bey der Wurzel den Stamm etwas behacken, so werden hernach häufig und in großer Menge junge Zweige hervorwachsen, welche man hernach etwa einen Schuh hoch mit guter frischer Erde beschütten, und, wenn es trocken Wetter ist, zuweilen begiessen kann, so werden sie bald Wurzeln bekommen: solche junge Bäumchen kann man hernach in die Baumschule pflanzen, und wenn sie stark gewachsen sind, pfropfen. Gleichergestalt kann man auch mit den Paradies- oder Johannesäpfelbäumen verfahren, und solche nahe an der Erde, wie die Quitten, abnehmen und behacken, so werden sie ebenfalls viel junge Schößlinge heraustreiben. Solche kann man auf gleiche Manier mit Erde beschüt-

ten, so bekommen sie eben sobald Wurzeln, und kann man alsdann dieselben auch in die Baumschule bis zur Pfropfzeit pflanzen.

§. 4.

Zu ihrer Verpflanzung ist die beste Zeit im October. Ihre Frucht ist um Galli gemeiniglich recht zeitig. Wenn es anfängt zu reifen, und sie einen lieblichen Geruch und goldgelbe Farbe haben, so muß man sie abnehmen, an einem trockenen Tage, wenn es nicht feuchtes oder Regenwetter ist, denn sonst faulen sie gar bald. Wenn man sie abgenommen hat, so muß man die Wolle mit einem trockenem Tuch abwischen, und allezeit den Stiel, oder doch ein Stück davon daran lassen und an einem trockenen Orte aufheben.

§. 5.

Der Quittenbaum hat die Natur, daß er gar spät blühet, nämlich im May, und wenn es kalt ist, oft erst am Ende desselben. Oefters haben die Quittenbäume ein Ansehen, als wenn sie verderben wollten, und scheinen ganz krank: denenseben muß man

alsobald zu Hülfe kommen, frischen Kalch und Kreide in Wasser rühren und damit begießen, hernach etwas frischen Schweinsmist, mit Rebasche vermengt, dazu schütten, so werden sie sich wieder erquicken. Die Frucht ist gut zum Kochen, besonders die großen Birnquitten. Wenn solche abgeschälet, in Stücke geschnitten, in Wasser abgekocht, hernach kleine Rosinen, Zucker und Wein daran gethan und damit gekocht werden, so ist es ein gesundes Essen, besonders für kranke Leute, die mit hitzigen Krankheiten etwa behaftet sind. Sie sind allem Gift entgegen, stärken den schwachen Magen, und stillen die Bauchflüße und Ruhr, machen auch einen guten Athem. Schwangere Weiber sollen sie aber meiden. Wenn man geschälte Quitten in Wasser abkocht, hernach durch ein Tuch presset, und im Kochen Zucker und klein zerstossene Rhabarbara dazu thut, und es wohl durchkochen lässet, so bekommt man eine geschwinde und gute Purganz, welche zugleich den Magen stärket.

Viertes Kapitel.

Von dem Maulbeerbaum.

§. 1.

Es giebt weiße und schwarze Maulbeerbäume. Der schwarze ist bey uns am bekanntesten, und wird auch desto mehr gepflanzet, weil dessen Frucht grösser und angenehmer zu genießen ist, als jene der weissen, dessen Frucht weiß, klein und so süsse ist, daß sie beynahe widerstehet. Der schwarze Maulbeerbaum ist zähe vom Holz, hat eine weiße graue Rinde, so ganz rauhe ist, und wächst zu einen großen Baum, der ein ziemliches Alter erreicht, wenn er an seinem rechten Ort stehet, der ihm angenehm ist. Die Wurzeln breiten sich zwar sehr aus, wachsen aber nicht tief unter sich in der Erde. Die Blätter sind breit, und etwas rund in der Gestalt, an der Farbe dunkelgrün, ganz zerkerbt und am Geschmack etwas süße. Er bekommt keine rechte Blü-

the,

the, sondern an statt derselben hat er einige grüne, wollichte Schöße, so sich gemeiniglich im May zeigen. Die Frucht ist erst grün, hernach roth, und endlich, wenn sie vollkommen und zeitig sind, schwarz, und in der Gestalt, wie eine kleine Traube, die man ungefehr vom Julius an, bis in den spaten Herbst hinein, geniessen kann. Es ist eine sehr schöne, gesunde, anmuthige Frucht. Der Baum hat die Eigenschaft, daß er der längste oder lezte im Ausschlagen ist, und man kann an demselben die noch nachfolgende Kälte wohl bemerken, wenn er mit dem Ausschlagen der Blätter lange zurückhält.

§. 2.

Was seine Pflanzung, Wartung und Vermehrung betrift, so liebet er einen trockenen und warmen Ort, den die Kälte ist ihm ganz zuwider: er verdirbt gar leicht in einem kalten und feuchten Orte, sollte er auch wachsen, so wird er doch keine Früchte bringen, und nach und nach abstehen. Deswegen muß man ihn an einen warmen trockenem Orte pflanzen, wo ihm die Nordwinde

de nicht schaden, entweder hinter ein hohes Gebäude, oder hinter eine Mauer, wo trockenes, steinigtes, kiesichtes und dabey etwas feuchtes Erdreich ist, woselbst er am besten fortkömmt. Man muß ihn nicht tiefer pflanzen, als er von Natur haben und leiden kann, weil er mit den Wurzeln in der Obererde seine Nahrung suchet. Wenn der Grund an sich selbst gut und fett ist, so darf man ihn gar nicht düngen: ist er aber mager und dürre, so mag man im Herbst alten, ganz zu Erde gewordenen Mist, mit Griessand vermenget, um die Wurzel legen, welches ihm eine sehr gute Düngung ist. Wenn man ihn in zu heißen Sommertägen begießet, so soll man Tropf- oder andern schlechten Wein unter das Wasser mischen, welches ihm zur treflichsten Erquickung dienet. Bey dem Maulbeerbaum hat man auch beobachtet, daß er im alten Kalke und Mörtel gern wachse, daher wird er in den Städten gemeiniglich zwischen die Mauern hinter die Gebäude gepflanzet, wo ein dergleichen Grund gemeiniglich anzutreffen ist, da er dann frisch, gesund und viele Jahre

sein.

seine schmackhaften Früchte bringet, und zu einem sehr hohen Alter gelanget; wie z. B. in hiesigen Augustinerkloster, wo sich in dem Conventgarten sechs sehr große schwarze Maulbeerbäume befinden, die, nach dem Zeugnis einer gewissen Chronick, über zweyhundert Jahre alt sind, und einige davon doch immer noch jährlich Früchte bringen. Im Mangel einer tauglichen Erde soll man solche zuvor mit Mörtel und Kalkerde tief und weit zurichten, und mit altem kurzen Mist durchgraben, den Baum darein pflanzen, und etlichemal wohl begiessen, so wird er bald und gut fortkommen.

§. 3.

Dessen Vermehrung betreffend, so glauben einige, man könne sie auf verschiedene Arten Stämme pfropfen, als auf weisse Pastillenstämme, auf Rüstern, auf Birnen, auf Kirschen, Pflaumenstämme und andere Arten mehr. Allein es wird niemal Bestand halten, weil diese einen widrigen Saft haben, folglich der Natur des Maulbeerbaums entgegen sind. Man kann sie aber

wohl am besten von den jungen Nebenschöß-lingen, welche häufig bey der Wurzel aus-schlagen, fortpflanzen. Wenn solche keine Wurzel haben, so kann man sie in die Erde senken, wie die Weinstöcke, so kommen sie auch gut fort, oder man kann einen Topf oder Korb an den Baum hängen, und et-liche junge Zweige, so vornen höher ge-wachsen sind, dadurch ziehen, etwas einschnei-den, und den Korb oder Topf hernach mit guter Erde ausfüllen, auch zuweilen, wenn es nöthig ist, begießen, so werden sie bald Wurzeln bekommen, hernach kann man sie hinpflanzen, wohin man will. Auf diese Art kann man sicherer, als durch das Pfro-pfen, zu solchen Bäumen gelangen. Man kann sie auch durch den Saamen ziehen, wenn man solchen fein rein aus den Maul-beeren herauswäschet, hernach in Kästen in gute reine Erde setzet, und im Winter in einem warmen Ort verwahret; oder will man sie im Frühling setzen, so soll es um den halben März herum, wenn keine starke Fröste mehr zu befürchten sind, geschehen, so werden sie sich in Zeit von drey bis vier

Wochen

Wochen schon sehen lassen. Wenn sie zwey Jahr lang an einem Ort gestanden haben, so kann man sie anderwärts an einem warmen Ort versetzen, bis sie groß so sind, daß man sie hinsetzen kann, wo sie beständig bleiben müssen.

§. 4.

Wenn sich einige dürre Aeste an dem Maulbeerbaum zeigen, so soll man sie neben den sonst zu dicke stehenden Reisern im März abnehmen, und mit Leim und Kühekoth den Ort wieder verstreichen, so wird er sich wieder erholen: man soll auch zuweilen die Wurzeln räumen, und alten verfaulten Mist dazu legen. Im Herbstmonat ist die beste Zeit dazu. Zum Verpflanzen soll man allemal die Gruben ziemlich breit und weit machen, zu tief eben nicht, anderthalb Schuh tief, ist genug, weil die Wurzeln sich ganz in der Oberfläche ausbreiten, und desto besser wachsen können: auch soll man im Pflanzen die Wurzeln ziemlich beschneiden, damit sie Luft bekommen, und sich hernach desto besser ausbreiten können.

§. 5.

Der weiße Maulbeerbaum ist vor diesem noch unbekannter gewesen, itzt wird er aber der nüzlichen Seidenzucht wegen, hin und wieder sehr zahlreich gefunden. Die Früchte werden meistentheils von den Würmern und Fliegen, wegen ihrer Süsse gefressen, und zu nichts sonderlichen gebraucht, als das Laub zur Speise der Seidenwürmer. Er kann wohl in freyer Luft mit einem feuchten fetten Grunde besser, als der schwarze, vorlieb nehmen: er will aber doch nicht einen gar zu kalten und feuchten Boden, sondern ein mit Griessand und altem Mist untermengtes Erdreich haben, das etwas strenge dabey ist. Seine Vermehrung, Zucht und Wartung ist jener des schwarzen Maulbeerbaums durchgehends gleich.

§. 6.

Von diesem Baum ist alles zur Arzney dienlich, Frucht, Blätter, Rinde und Wurzeln, sie öfnen den Leib, löschen den Durst, kühlen Lunge und Brust. Der Saft ist

gut in Hustenzuständen und Fiebern. Die gedörrten Blätter heilen die Wunden. Wenn man die schwarzen Maulbeere lange frisch behalten will, so soll man sie unbeschädigt in ein Glas legen, hernach Maulbeersaft darüber gießen, und es fein dichte zumachen, und sodann an einem kühlen Orte verwahren, so bleiben sie lang und frisch. Der Saft von den halbzeitigen schwarzen Maulbeeren mit Rosenwasser und Honig vermischt, ist eine vortrefliche Arzney wider die hitzigen Geschwüre des Halses und wider die Faulung des Zahnfleisches.

Fünftes Kapitel.

Von dem Nußbaum.

§. 1.

Der Nußbaum ist fast in allen Orten und Ländern bekannt und gemein, ausser in den kalten nordischen, wo er nicht gut fortkömmt. Wo die Nüsse einmal hingepflanzt sind, da brauchen sie keine weitere Wartung mehr, weil es ein sehr großer und breiter Baum wird, besonders, wenn er in einem Lande stehet, so ihm eben anständig ist. Man kann sie am füglichsten hinter die Obstbäume gegen die Nordseite pflanzen, damit sie allen andern Bäumen die rauhen Winde auf und zurück halten. Es hat sonst der Nußbaum eine besondere widrige Kraft in sich, daß ein Mensch, wenn er lang darunter lieget und ruhet, gerne den Schwindel bekömmt. Deswegen auch kein Gewächs, so seinem Schatten zu nahe gepflan-

pflanzet wird, es seye ein Baum oder Strauch, gerne fortkömmt. Der Nußbaum liebet eine gute sandigte, etwas feuchte Erde. Es giebt dreyerley Arten Nüsse, als: große, mittelmäßige und kleine: diese sind wegen ihrer harten Schaalen und den kleinen Kernen nicht gut. Die mittelmäßigsten sind die besten.

§. 2.

Die Nußbäume werden allenthalben von den frischen Nüssen gezogen, welche man im Herbst in ein Land nach der Schnur, einen halben Schuh weit von einander, pflanzet. Wenn sie zwey Jahr alt sind, so soll man sie gleich versetzen, der langen Wurzel wegen, die gerade in die Erde gehet; denn wenn die jungen Bäume gar zu groß werden, so kann man sie nicht wohl mehr aus der Erde bringen. Wenn ein Nußbaum alt und vollkommen wird, so strecket er seine Wurzeln dermassen weit aus, daß alles, was umher steht, verderben muß. Man muß sie also von andern Bäumen und Gewächsen

wächsen weit abpflanzen, daß sie keine Hinderniß machen.

§. 3.

Einige geben vor, daß der Nußbaum den Eichbaum gar nicht leiden könne, sondern wenn derselbe zu nahe daran gepflanzet würde, so müßte der Eichbaum verderben. Von diesem Vorgeben habe ich zwar keine richtige Erfahrung, doch ist aber bekannt, daß kein anderer zarter Baum neben dem Nußbaum recht fort will. Man pflegt die Nußkernen, wenn man deren in Menge hat, zu dürren und ein Oel daraus zu pressen, welches sowohl zur Speise angenehm ist, als auch in der Arzney manche gute Dienste leistet. Es können nicht allein die Nüsse alle Jahre mit großem Nutzen verbraucht, sondern auch, wenn die Bäume alt und abständig geworden sind, das Holz an die Tischler, Schreiner und Bildhauer sehr theuer verkauft werden.

§. 4.

Der Nußbaum ist ein sehr geduldiger Baum, und läßt sich nach Belieben behauen

und beschneiden. Er ist so nützlich, daß kein Blatt an demselben ist, so nicht zu einigem Nutzen gebraucht werden könnte. Je öfters der Nußbaum in der Jugend versetzt wird, je mehrere und bessere Früchte bringet er.

§. 5.

Wenn man ziemliche Nußbäume verpflanzen will, so soll es im October an einem schönen hellen Tage geschehen. Man muß dabey nicht vergessen, die Fall- und Stammwurzeln zu beschneiden, damit sich die Nebenschöße desto besser verstärken und den Saft an sich ziehen können. Die Löcher oder Gruben soll man allezeit tief und weit machen, solche vier Wochen offen stehen lassen, und hernach die Bäume einen halben Schuh hoch von der Wurzel hineinsetzen. Ist das Lager mager, so kann man alten Mist darein legen und vermischen, so werden sie wohl wachsen. Im Setzen muß man sie sehr weit von einander thun, weil, wie schon gesagt, sie sich sehr ausbreiten. Wenn ein Nußbaum nicht recht wachsen will, so soll man ein Loch in die Wurzel bohren,

und Küheurin darein gießen, dann ferner mit Wasser, worinn Kühemist abgerühret worden, befeuchten, so wird ihm dadurch sicher geholfen.

§. 6.

Die sogenannten Lampertsnüsse können auch von jungen Zweigen und Nüssen gepflanzet werden. Die Nüsse kann man im Herbst in einen Kasten pflanzen: im Frühlinge, wenn sie keimen, aus den Kasten nehmen, und sodann weiter verpflanzen.

§. 7.

Die gemeinste Bauernmethode, das Seitenstechen zu curiren, sagt Tanara, bestehet darin, daß sie ein Gläschen frisches Nußöl trinken. Die verzuckerten Nüsse stärken den Magen und befördern die Dauung. Der Saft, so aus den Wurzeln gepreßt wird, lindert ungemein die podagrischen Schmerzen, und hält solches Herr D. Becher gleichsam für eine Mirakelcur.

§. 8.

Die Alten machten sehr viel Wesens von diesem Baum, unter andern muthmaßten

ten sie ein reiches Getreidejahr, wenn die Nüsse wohl und viel geriethen, wie solches Virgil selbst mit folgendem bezeuget.

— — — cum se nux plurima sylvis
induet in florem, et ramos curavit olentes,
si superant foetus, pariter frumenta sequentur,
magnaque cum magno veniet tritura calore:
at si luxuria foliorum exuberat umbra,
nec quicquam pinques paleae teret area culmos.

Sechstes Kapitel.

Von den Kirschbäumen.

§. 1.

Plinius schreibet von dem römischen Feldherrn Lucullus, welcher den König Mythridates überwunden, daß er den Kirschbaum aus der Stadt Cerasunto am ersten nach Italien gebracht haben, und also hernach den Namen Kirschen bekommen hätten. Ob es aber so gemeine Kirschen gewesen

sen, als wie bey uns bekannt sind, stelle ich sehr in Zweifel.

§. 2.

Die Kirschbäume werden gemeiniglich in zwey Arten unterschieden, als in die zahmen oder gepfropften, und in die gemeinen, oder wilden. Die zahmen werden diejenigen genennet, so von guter Art gepfropfet werden. Die andern aber sind diejenigen, so von sich selbst, ohne einige Impfung aufwachsen. Unter jenen sind etliche, so man am allerbesten an die Spalier pflanzen kann, als die May- oder Frühkirschen, die wohltragende Amarill und andere mehr. Die gemeine Gattung der Kirschbäume wollen an den Zäunen und Wänden der Küchengärten umher gepflanzet stehen, doch also, daß sie die volle Sonne stets haben, und hernach desto schöner und zeitiger werden können. - Sie wachsen auch lieber in gebauten, als ungebauten Erdreich.

§. 3.

Der Kirschbaum hat die Eigenschaft an sich, daß er keinen Mist dultet, denn solcher

ist

ist ihm ganz zuwider; wenn man daher einen jungen Kirschbaum um die Wurzel mit Mist beleget, so löset sich die Rinde dadurch an etlichen Orten vom Holze gar ab, deswegen muß man ihm sogleich mit dem Schröpfen zu Hülfe kommen, denn er wächst von Natur selbst mächtig auf. Wenn man ihn nun durch vieles Düngen noch zu stärkerm Triebe bringen wollte, so würde der Saft in dem Baum ersticken, und sich dadurch die Rinde auflösen. Es ist ihm also am nützlichsten, daß man ihn in ein gebautes Land pflanze, und hernach umher aufhacke, und ihm mit dem Dünger nicht zu nahe komme. Würde der Grund gar zu mager seyn, so ist es am besten, daß man demselben aus einem frischen Krautgarten frischen guten Grund oder Erde um die Wurzeln lege. Er will überhaupts ein mittelmäßiges Gries, und sandigtes Erdreich haben, denn in feuchten und leimichten Boden pflegt er wenig und dürre, saure Kirschen zu bringen: sie wollen auch nicht in gar zu hitzigem Boden stehen, denn auch dieses ist ihm undienlich. Den Kirschbäumen ist es eben-

falls zu ihrem Wachsthum sehr nützlich, wenn man das Laub von denselben um die Wurzeln leget, auch wenn man ihre eigene Zweige ganz klein hacket, und solche dazu thut, denn davon wird er vortreflich wachsen, gesund bleiben und herrliche Früchte bringen.

§. 4.

Wenn man die Kirschbäume pfropfen will, daß sie gesund und dauerhaft bleiben sollen, soll man sie auf diejenigen Stöcke, so von Kernen gezogen worden sind, zweigen, als zu den spanischen Herzkirschen roth, weiß, braun, gemarmelt u. dergl. soll man die Stöcke zuvor von den süssen oder Zwitzelbeerkernen erziehen; die Maykirschen und andere aber, sollen auf Weichselkirschenstämme, so von den Kernen gezogen worden, gepfropft werden, welche sich viel dauerhafter und besser arten werden; oder aber, welches noch besser ist, auf den Stamm, der von der Art Kerne gewachsen ist, von welcher hernach wieder gepfropft werden soll. Will man sie auf gemeine Kirschstämme pfropfen, so muß man allezeit wohl in Acht

nehmen

nehmen, daß man auf Zwitzelbeere oder süsse Kirschenstämme allerhand spanische Kirschen pfropfe, und die Maykirschen, Amarellen, die ungarische, die pragische, die pommer, die ulmer und andere Arten aber vielmehr auf Weitzerlingkirschenstämme pfropfe, und ja nicht auf die gemeinen schwarzen sauren: denn sie würden darauf nicht gerathen, sondern verderben.

§. 5.

Es ist allemal besser, daß man die Kirschen in den Spalt pfropfe, als in das Aug, und ist die beste Zeit an warmen Orten im Merz oder Anfangs April. Etliche pfropfen sie auch auf Pflaumenstämme, etliche auf Sperberbäume; andere auf die Vogelkirschbäume, weil es aber an Saft und Natur ungleicher Art Bäume sind, so ist nicht viel davon zu halten. Wenn man die Amarellenkirschen und die große rothe Prager in freyen Garten pflanzen will, so können sie auf die hohen süssen oder Zwitzelbeerbäume gepfropft werden, so thun sie recht gut, und werden schöne vollkommene Bäume darauf,

die lange Jahr gesunde und schöne Kirschen bringen. Man hat gar unterschiedliche Arten Kirschen, etliche sind alt und bey uns überall bekannt, als die rothe Weichselkirsche, die spanische Herzkirsche, die Braune und Rothe, wie auch die ganz weiße spanische, die Amarelle, die schwarze wohltragende Kirsche, die prager rothe lange Kirsche, die Kirsche mit der gefüllten Blüth oder Rosenkirsche, die ulmer braunrothe Kirsche, die harlemer rothe große lange Kirsche, die kleine und große rothe Früh- oder Maykirsche und andere Arten mehr, ohne die gemeinen, welche in aller Bauern Gärten zu finden sind.

§. 6.

Das Beschneiden und Anbinden der Kirschbäume an den Geländern muß eben auch also, wie bey den Pfirsichbäumen, verrichtet werden. Was die gepfropften und andern Kirschbäume betrift, so man in die freye Luft pflanzen will, die soll man an einem warmen Ort hinter ein Gebäude oder hohe Mauer nach der Ordnung in gute Erde,

de, allemal funfzehn Schuhe voneinander pflanzen, da sie denn die Mittags- und mithin die völlige Sonne und Luft haben können. Will man sie in die Küchengärten pflanzen, so soll man sie allezeit, so viel möglich, gegen den Mittag in ordentlicher Reihe pflanzen, daß sie den Nordwind hinter sich haben, und von demselben befreyt sind. Im Verpflanzen muß man sie auch nicht zu tief setzen, weil sie gemeiniglich ihre Nahrung im Obertheil der Erde suchen, und zwar nicht tiefer, als sie vorher gestanden haben. Man muß auch im Pfropfen die Bände nicht zu stark umbinden, weil sie einschneiden. Wenn man also siehet, daß das Reis zu treiben anfängt, so soll man es auflösen. Hiernächst ist bey dem Reis oder Schoß, welches man pfropfen will, noch dieses wohl zu merken, daß nicht alle dazu dienlich sind. Denn ob sie schon grün werden und wachsen, so verderben sie doch endlich wieder. Damit ich nun solche Reiser recht abnehme, so bestehen sie in dem Unterschied der Augen. Es trägt sich oft zu, und zwar bey den fruchtbarsten Bäumen, daß die untersten Augen

an dem Schoß nur Blüthaugen, sind, welche darnach nicht schießen, ob sie schon zu Zeiten die Blüthe erzeugen, und sind selbige allemal runder und größer, als die Laubaugen, welche leztere länglichter und spitziger, und zum pfropfen und wachsen allein gut und dienlich sind. Es ist noch bey den Kirschbäumen zu beobachten, daß, wenn man sie beschneidet, die äusserste Rinde sich gerne abzuschälen pfleget, solches ist den Bäumen am Wachsthum sehr hinderlich. Deswegen soll man allezeit beym Beschneiden gute scharfe Messer haben, damit man sie ohne Verletzung der beyden Rinden fein glatt beschneiden kann, besonders wenn man den Baum zum pfropfen abzeuget, da muß man wohl zusehen, und behutsam verfahren. Denn wenn die Säge nicht gar zu scharf noch fein kleinzähnig ist, so schneidet sie grob hinein, und schlägt alsdann die Rinde gemeiniglich ab, und wo die beyden Rinden nicht beyeinander bleiben, so kann das gepfropfte Zweigchen den Saft schwerlich an sich ziehen, weil derselbe durch Abnehmung der äusserstern Rinde sehr geschwächt und ausgetrock-

getrocknet wird. Dieses ist ein gar gutes Mittel zur Beförderung des Wachsthums dieser Bäume, daß man, ehe man sie pfropfet, die Erde um den Stamm herum wohl aufhacke und reinige, und hernach um die Wurzel gute frische Krauterde lege.

§. 7.

Die Weichsel und Kirschen sind blutreinigende Früchte, löschen den Durst und stärken den Magen. Aus den Weichseln wird auch ein Wein bereitet. Der Gummi von den Kirschbäumen in Wein zerlassen und genossen, bricht den Nieren- und Blasenstein. Aus den schwarzen Kirschen wird ein Spiritus gebrannt, und wider die fallende Sucht, eine halbe Unze schwer, eingenommen.

Siebentes Kapitel.

Von dem Pfirsichbaum.

§. 1.

Von den Pfirsichbäumen findet man gar viele und verschiedene Arten, beyderley Geschlechte, als Männchen und Weibchen. Der Pfirsischbaum will keinen tiefen Grund haben, weil er gar nicht tief einwurzelt. Wenn er ein gutes Erdreich antrift, so wächst er ziemlich groß und in viele Aeste, an denen sehr frühe die purpurfärbigen Blumen sich zeigen, ja manchmal schon im Hornung, wenn es warmes Wetter ist, ehe noch das Laub hervorkömmt. Die zarte Frucht ist gemeiniglich fleischicht und saftig, inwendig hat sie einen graulichten Kern oder Stein, woraus dieser Baum gezogen wird. Er fordert eine warme, feuchte und sandigte Erde, und muß an einem solchen Ort gepflanzet werden, wo er von den Nordwinden be-

befreyet ist und die volle Mittagssonne haben kann. Er mag in keinem ungebauten Lande stehen, sondern soll wohl umher aufgehacket werden. Deswegen pflanzet man diese Bäume gemeiniglich in die Küchengärten in ein wohl gebaates Land. In kalten Orten soll man den Stamm allemal mit Stroh überflechten, und, wenn er den Winter über erfroren ist, das trockene und abgestorbene davon fleißig abnehmen, so wird er sich wiederum erholen und junge Schößlinge treiben. Ueberflüßige Feuchtigkeit kann er nicht leiden, und ist ihm sehr undienlich, denn er wird davon unfruchtbar, und bekommt meistens unzeitige und unschmackhafte Früchte, ja er verfaulet gemeiniglich gar an der Wurzel, wenn man ihm nicht bey Zeiten zu Hülfe kommt. Im Herbst ist auch nöthig, daß man zu den Wurzeln grabe, und das Laub von dem Baum mit Weinrebenasche herum streue, so ihm zu seinem Wachsthum sehr beförderlich ist. Bey dürren und heißen Sommertägen muß man die Pfirsiche zuweilen begießen, man kann auch das Unkraut herum legen, so man ausjätet,

jätet, welches dann vom Regen faulet und einen guten Dünger macht.

§. 2.

Wenn man von Kernen ziehen will, so soll man selbige allezeit von Weibchen nehmen, so sich leicht ablöset und den Stein von sich läßt, auch sich besser, als das Männchen, artet. Man muß ihnen die Spitze öfnen, etliche Täge in süssen Wein mit wohlriechenden Sachen legen, und hernach im Frühling oder Herbst in eine gute mürbe Erde ordentlich nach der Schnur pflanzen. Wenn sie zwey Jahre gestanden sind, so kann man sie ausnehmen, und im Frühling in ein anderes gutes Land verpflanzen, doch aber allemal zuvor an der Wurzel etwas beschneiden, und die Zweige untenher etwas abnehmen, hierauf sie wiederum ordentlich nach der Schnur, ohngefehr dritthalb Schuh von einander, setzen, und fleißig warten. Wenn sie Früchte bringen, so kann man sehen, welche die große und beste Art ist, und selbige ohne Pfropfen an Ort und Stelle pflanzen, wohin es beliebet.

bet, doch müssen sie vorher noch das drittemal verpflanzet werden, da man denn an Laub und Aesten schon erkennen kann, welche groß, gut, klein oder wild sind. Wenn das Laub etwas dicke Adern hat, kurz am Stiel, auch nicht so grasgrün an der Farbe sondern weißgrün oder braunlicht ist, so ist es gemeiniglich ein Anzeigen guter Art, die andern aber, so dünne Zweige haben, und die Augen weit voneinander stehen, sind gemeiniglich klein und ungeschmackt, man muß sie daher, wenn sie gleich drey oder vier Jahre schon alt sind, mit einer guten Art bepfropfen, oder besser, absägen und oculiren. Und wenn man an einigen Spalieren eine gute Art hat, so soll man von diesen darauf pfropfen, und solche nach zwey Jahren absenken; besser aber ist es, daß man Apricosenstämme an Pfirsichbäume, und Pfirsichbäume an Apricosenstämme setze.

§. 3.

Ich will nun diejenigen Arten anzeigen und unterscheiden, welche am besten an die Mauergeländer oder zu Spalieren sich schicken,

cken, und welche lieber in der freyen Luft stehen wollen. Die zu Spalieren oder Geländer gepflanzt seyn wollen, und sich am besten dazu schicken, werden in zweyerley Arten abgetheilet, als in frühe und späte, und in Pesches und Pavies, das ist, Männchen und Weibchen, und werden sich jederzeit zwey gleiche Gattungen, so einander ähnlich sind, finden. Die sich nun am allerbesten in die freye Luft und zu Bäumen schicken, sind nachfolgende mit gefüllter Blüthe, so zwar noch nicht gemein, die Frucht aber schlecht und nicht sonderlich ist, als: Avant Pesche d'Jtalie, Pesche de trois deuble, de Magdalaine, blanc Hastif, Cerise, violette Licée, Roïal, Pesiques, de Paron, grosse jaunes, Bourdes, Abricotines, Mirelles, de Norbonne, Admirables, violette Tardive, blanche Rouge, Beterre, Olliers et Corbeil, tout blanche und andere mehr. Diese Pfirschen alle lösen sich vom Stein und zeitigen eher, als die andern, können auch den Frost und die rauhe Luft besser ausstehen. Nun folgen auch die Pavies

vies oder die Männchen, als: Pavis blanc hatif, Pavis violette, Pavis brignon jaune, Pavis gros rouſſanes, gros Pavis jaune, Pavis admirable, Pavis brignon violet tardis, Pavis de Chio, Pavis blanc tardiv, Pavis brignon betterave, Pavis brignon tout noir und dergleichen mehr, welche ſich alle am beſten an die Spaliere und Mauergeländer ſchicken, weil ſie den Stein nicht laſſen, und zu ihrer Zeitigung viele Sonne bedürfen, und kann ſich in Verpflanzung der Pfirſichen jeder Liebhaber ſelbſt darnach richten.

§. 4.

Da die Pfirſichbäume wegen den allzu vielen Zufällen nicht gar alt zu werden pflegen, ſo muß man von Jahren zu Jahren immer nachziehen, ſowohl von Kernen, als von guter Art pfropfen, äugeln und abzeugen, wie ſichs am beſten fügen und ſchicken kann, und dahin ſehen, daß man die Pfirſiſche an einem trockenen, warmen, und Sonnereichen Ort pflanze, entweder hinter hohe Gebäude oder Mauern, damit ſie

vo

von den rauhen Winden beschirmt sind, und solche fleißig behacke, auch mit altem verfaulten Mist wohl bedünge. Ich halte es vor das beste, daß man solche Bäume, wo sie hinter ein Hochgebäude oder Mauer in einem Ort beysammen, als in einem Baumgarten, gepflanzt werden können, allemal funfzehn bis sechzehn Schuhe von einander setze, da sie dann vor den Winden befreyet sind, und die völlige Mittagssonne haben können, und fleißig darzwischen umgrabe und reinige. Auf solche Weise wird man die besten Pfirsiche bekommen. Wenn sie gar zu voll sitzen, so muß man sie unterstützen, weil die Wurzel gar flach in der Erde stehet, und der Baum durch den Wind aus der Erde leicht bewegt werden kann. Darum soll man im Verpflanzen die Pfirsichbäume in freyer Luft an starke Pfähle binden, vorzüglich aber dahin sehen, daß der Ort, wo sie eingesetzt werden sollen, nicht wässericht oder feucht, sondern trocken, mürbe und mit Gries oder Sand vermengte Erde sey.

§. 5.

Wenn die Pfirsichbäume erfroren sind, so soll man, ob sie gleich nicht wieder ausschlagen, doch bis künftigen Sommer damit Geduld haben, schlagen sie dann auch nicht aus, so ist es Zeit, sie mit der Wurzel auszugraben, und einen andern an dessen Stelle zu pflanzen. Man kann sie auch auf Zwetschgen oder Damaspflaumenstöcke pfropfen oder oculiren. Sie stehen auch gerne an hohen Orten, wo sie viel muthiger wachsen, blühen und reichere Früchte bringen.

§. 6.

Es giebt noch eine Art von Pfirsichen, die die Franzosen Mircorons nennen, deren Früchte rund und eines lieblichen Geschmackes sind, der Kern ist den andern Pfirsichkernen ganz ähnlich, und sind deren unterschiedliche Arten, als rothe und gelbe, lichtweisse oder blanke, und braune. Dieser Baum wird auf gemeine Pfirsichen oder Apricosenstämme oculirt, auch wohl auf Pflaum- und Zwetschgenstämme,

schickt sich wohl an die Geländer, und verträgt auch die freye Luft, doch nur, wo der Ort warm lieget: wenn solcher feucht ist, und sie durch den Kern gezogen werden, so asten sie sich gemeiniglich auf, werden den kleinen Pfirsichen gleich, und haben keinen solchen guten Geschmack, als wenn man sie pfropfet. Die rothen und gelben sind an Geschmack die besten. Wenn es ein gar zu harter Winter ist, so muß man sie mit Stroh bedecken, sonst erfrieren sie leicht. Die Blüthe ist der andern Pfirsichblüthe fast ähnlich, jedoch etwas weißer.

§. 7.

Zum Verspeisen hält man folgende Gattungen der Pfirsiche für die besten und geschmackhaftesten, als: L'avant Peche, la Peché de trois deuble, la Madlaine, l'Admirable, le Mignon, la Ninet, la Peche de poux, le Pavis, le Brignon, la Cheuvreuse, la Peche de Persique, l'Aubeuge.

§. 8.

Um recht große Pfirsichfrüchte zu bekommen, sagt V. Serres, soll man den Pfirsichbaum, da er in der Blüthe ist, öfters mit frischer Gaismilch begießen.

Achtes Kapitel.

Von den Apricosen- oder Marellenbaum.

§ 1.

Der Apricosenbaum ist eine Art der Pfirsiche, ausser daß das Laub grüner und runder ist, als des Pfirsichbaums: der Stamm und die Aeste sind roth vom Holz oder Rinde, die Früchte sind gelb, und, wenn sie volle Sonne haben, so werden sie auf der Seite, wo sie meistens hinscheint, rothfärbig. Es ist eine sehr angenehme Frucht, besonders die großen, gepfropften,

welche man gemeiniglich an die Mauergeländer setzet, daß sie daselbst besser zeitig werden, und vor den rauhen Winden gesichert sind: dann sie wollen in keinen kalten und feuchten Gründen fortkommen, sondern lieben eine warme und trockene Erde, die man zuvor tief umgraben muß, weil ihre Wurzeln tiefen Grund suchen. Dieser Baum will gleichen Grund und Wartung mit den Pfirsichbäumen haben. Wenn man sie in die freye Luft pflanzen will, so muß man einen Ort hinter einem hohen Gebäude oder Mauer aussuchen, und sie, wie die Pfirsiche, in guter Ordnung von einander pflanzen, so kann man sie besser warten. Wenn ein gar kalter Winter ohne Schnee einfällt, so soll man um die Wurzeln der Apricosen oder Marellen Pferdemist legen, so bleiben sie gut. Ein leimicht, kalt, und feuchter Grund ist ihnen gänzlich zuwider, und bringen daselbst rauhe und unschmackhafte Früchte. Hat man aber kein besseres Land, so muß man dieses weit und tief ausgraben und das Loch mit guter, ihnen ange-

angenehmen Erde ausfüllen, so kann man noch endlich helfen.

§. 2.

Dieser Baum wird gleichfalls von Kernen gezogen. Die Frucht verändert sich nicht dadurch, sondern bleibet klein, wenn man sie auch schon mit den allerbesten Arten Kernen pflanzete: doch tragen sie gemeiniglich viel voller, als die grossen, so gepfropft sind. Deswegen ist es am besten, daß man, wenn diese Bäume erwachsen sind, sie in etwas mit guter Art pfropfe, nach Belieben und Gelegenheit. Im Stamme zu pfropfen, geht nicht so wohl an, als ins Auge. Wenn man sie vom Kern gezogen hat, so soll man sie im zweyten Jahre verpflanzen, oder gleich an den Ort setzen, wo sie bleiben sollen: denn die Wurzel wächst gerade in den Boden, und bekommt gar wenig Nebenwurzeln. Wenn man darauf oculiret und pflanzet, so soll man sie gleich jung dahin pflanzen, wo sie hernach stehen bleiben sollen, und ist die beste Stelle an einem Mauerge-

länder oder Spaliere. Man kann allezeit das Laub von demselben zusammen an einen Ort hinschütten, und, wenn es verfaulet ist, mit kurzen, guten Mist vermengen und um die Wurzel herumlegen. Es will solcher Baum nicht über vier Zoll tief über die Wurzel gepflanzet seyn, und so tief er vorher gestanden, so tief muß man ihn nachher wieder setzen, und ist rathsamer, daß dieses im Herbst geschehe. Man kann sie auch auf Pflaumenstämme pfropfen. Wenn man diese Früchte zwey oder dreymal auf einem Pfirsichbaum gepfropft hat, so werden sie viel schöner, geschmackvoller und grösser.

§. 3.

Die Arten der Apricosen sind bey weitem nicht so zahlreich, als der Pfirsiche, und sind nur diese: Mala armeniaca, die kleine oder wilde Marelle aus dem Kern; armeniaca minor: Mala armeniaca majora, die großen Amarellen; Mala armeniaca rubra, die rothen Apricosen; Mala armeniaca majora, Nucleo dulci, ut Amyg-

Amygdalis, Apricosen, so süsse Kerne haben. Diese Apricosen wollen vorzüglich an hohe Gebäuden, da sie den Nordwind auf dem Rücken haben, gepflanzt seyn, hingegen die völlige Mittagssonne haben. Was die großen Apricosen betrift, so rathe ich keinem, daß er sie in die freye Luft, sondern in niedrige Oerter pflanze: denn er wird nicht viel Früchte davon zu gewarten haben, sondern, wenn in der Blüthe Nachtfröste oder Reife kommen, so ist es damit geschehen. Wer Belieben hat, mit diesen Bäumen es in Spalt zu pfropfen zu versuchen, der muß es frühzeitig thun, noch im Februar, weil sie gar frühe ausschlagen. Dieses ist von warmen Orten zu verstehen, in kalten Orten aber kann es im März oder April besser angehen.

Neuntes Kapitel.

Von den Pflaumenarten, als Zwetschgen, Spillingen, Myrobolanen ꝛc.

§. 1.

Der Pflaumenbaum hat fast eine gleiche Beschaffenheit, wie der Kirschbaum, weil er gar leicht gezogen, und bald zur Vollkommenheit gebracht werden kann. Es giebt verschiedene Arten. Der Pflaumenbaum will gern an einen warmen trockenen Ort stehen, und einem wohl gebauten Grund haben, ob es schon auch einige Gattungen darunter giebt, welche die Kälte ganz wohl vertragen können, als die Perdrigon violet, Perdrigon groß violet, Mirabelle, Imperiale, pruna de Naples, prunes de Monsieur, und andere Arten mehr. Wenn diese schönen Arten Pflaumen in eine gute, fette, mürbe Erde

ge=

gepflanzet werden, so bringen sie sehr viele und schmackhafte Früchte, besonders die Gattung Pflaumenbaum, so die Franzosen die Julianpflaume nennen. Es ist diese eine schöne, runde, leibfarbige Pflaume, die der Myrabolan fast gleichet, doch aber am besten neben der Perdrigon an einem Mauergeländer, als in freyer Luft fortkommt. Unter allen vorgedachten sind keine denen grossen, blauen, langen, ungarischen oder Zwetschgenpflaumen zu vergleichen, die sowohl grün als gedörrt zu vielfachen Nutzen gebraucht werden. Sie vermehren sich sehr, so, daß man in wenigen Jahren ihre Früchte vollauf geniessen kann. Wenn der Ort mager ist, wo diese Bäume stehen sollen, so muß man im Herbst die Erde um sie herum aufhacken und mit kurzem Mist bedüngen. Einige Arten Pflaumenbäume haben die Eigenschaft an sich, daß sie beym Stamm viele Nebenzweige bekommen, diese muß man ihnen abnehmen, besonders bey den Zwetschgenbäumen, Wenn aber solche Wurzeln haben, so soll man umher aufräumen, und sie samt den Wurzeln abnehmen und ander-

wärts verpflanzen; es ist gleich viel, ob man dieses im Herbst oder Frühling vornehme, nur schlagen einige Gärtner den abnehmenden Mond vor. Man theilet die Pflaumen zweyfach ab, als in die gemeinen und in die gepfropften. Die gepfropften sind allemal grösser und schmackhafter.

§. 2.

Der Myrobolanen giebt es dreyerley Gattungen, als: rothe, gelbe und braune, die gemeiniglich von Kernen gezogen, und hernach meistens auf ihrem eigenen Stamm gepfropfet werden. In kalten Orten kommt dieser Baum in der freyen Luft nicht wohl fort. Er blühet zwar, bringet aber doch selten Früchte. Will man ihn nun pflanzen, daß man Nutzen davon habe, so muß es in einem warmen, trockenen Orte geschehen, oder aber an einem Mauergeländer. Er muß vom übrigen Holze befreyet und wohl beschnitten werden, weil er dadurch desto mehr Früchte bringet. Was ich von dieser Art Pflaume gemeldet habe, kann auch von andern dergleichen Gattungen verstanden

standen werden. Alle Pflaumen der guten Art können in ihr eigenes wildes Geschlecht glücklich gepfropft werden, um die Zeit, wenn man Pfirsiche und Apricosen pfropfet. Bey den Pflaumen geräth das Pfropfen besser in den Spalt als in das Aug, wegen des überflüßigen gummigen Saftes, welcher das Aug manchmal erstickt. Alle Pflaumen, so auf Zwetschgenstöcke gepfropfet werden, sind die besten und dauerhaftesten.

§. 3.

Die großen Maronken, oder die gelben und braunen ungarischen Eyerpflaumen, wenn solche auf Zwetschgenbäume gepfropft werden, bekommen einen viel bessern Geschmack, als sonsten. Diese Pflaume muß man allezeit an einen warmen, trockenen Ort pflanzen, damit die überflüßige Feuchtigkeit, so sie in sich haben, sich in etwas ausziehe, daß sie nicht wässerig und ungeschmack werden. Die Damascener Pflaumen wachsen sehr dick in die Zweige, deswegen muß man die innersten und kleinsten im Frühling, ehe sie ausschlagen, fleißig ausschneiden, und

dadurch

dadurch den Baum verdünnen und erleichtern, damit ihn die Sonne desto besser durchstrahlen könne.

§. 4.

Da die Pflaumenbäume gemeiniglich viel Saft in sich haben, welcher in ihnen sich oft selbst entzündet, wie man aus dem herausfließenden Klumpen Gummi wohl merken kann, so ist ihm das Schröpfen oder Aderlassen sehr nützlich und beförderlich, welches man im May oder Junius gemeiniglich zu verrichten hat. Alle Pflaumenbäume können das Versetzen wohl vertragen, besonders die Zwetschgenbäume. Man muß ihnen aber die Aeste und Zweige obenher ganz abnehmen, auch die Wurzeln wohl beschneiden, doch aber mit der Behutsamkeit, daß der Kern geschonet werde. Die Zwetschgen- und andere Pflaumenbäume soll man in gewisser Ordnung und Reihe weit von einander pflanzen, und die Zwetschgenbäume im Hornung von den Wasserreisern befreyen und ihnen Luft machen. Solches ist den alten Bäumen sehr nützlich, weil sie dadurch

gleichsam wieder verjüngert werden. Und so sie in einem Grasboden stehen, so muß man sie des Jahrs wenigstens zweymal aufhacken und mit kurzem Mist belegen, denn wer sein Land wohl bauet, hat auch gute Erndte zu hoffen. Mit dem Anbinden und Beschneiden der Pflaumenbäume an dem Spalier- und Mauergeländer hat es gleiche Beschaffenheit, wie bey den Pfirsisch- und Apricosenbäumen erwehnet worden ist.

§. 5.

Die Pflaumen, so bey uns gemein und bekannt sind, sind diese: Pruna damascena majora und minora, große und kleine Zwetschgenpflaume, unter welchen die größten den Vorzug haben, denn sie sind süß und gar fleischicht, rund von Gestalt, haben gemeiniglich einen kleinen Stein oder Kern, blau von der Farbe, und sind die geschmacktesten. Pruna ungarica majora, große ungarische Zwetschgenpflaume: sie sind länglichter Gestalt, und etwas sauer. Kleine ungarische Pflaumen. Pruna parva lutea, gelbe Maronken, welche süß, rund und fast

so

so groß wie ein Hühnerey sind. Die braunen sind von gleicher Grösse und Gattung. Pruna cerea, rubra et lutea, gelbe und rothe Spillinge; Pruna magna rubra, rothe Roßpflaume; Pruna vulgaris, gemeine, rothe und gelbe, auch grüne; Pruna nigra, blaue oder schwarze Kriechen und andere mehr.

§. 6.

Die Zwetschgen sind eine Art der Damascenerpflaumen, so ihren Ursprung von dem Berg Damasco in Syrien haben. Sie sind zuerst nach Italien, und von da aus zu uns gebracht worden, können sich aber den rechten ungarischen blauen, grossen und langen Pflaumen nicht vergleichen, welche die meisten Gärtner vor die rechten Zwetschgenpflaumen halten wollen. Die Damascenerpflaumen sind gemeiniglich rund, und zweifeln einige, ob sie in unsern kalten Deutschland wachsen. Die rechten ungarischen Pflaumen oder Zwetschgen können auf andere gemeine Zwetschgen- oder Pflaumenbäume gepfropfet werden, alsdenn

wer-

werden sie desto größer und schmackhafter. Will man die Arbeit und Mühe daran wenden, und sie zwey oder dreymal übereinander pfropfen, so werden sie noch besser. Man muß allemal vier Zoll über den erst gepfropften abnehmen, und so fort an, so werden sie, wie alle Früchte, durch das oftmalige Pfropfen verbessert.

§. 7.

Der Pflaumenbaum ist mit vier Krankheiten beladen. Die erste ist der Most, den muß man bey Zeiten abschaben. Die zweyte ist die Unfruchtbarkeit. Wenn sie viel Laub und keine oder wenig Früchte bringen: so muß man den Grund mit alten guten Mist verbessern, und die übrigen Wasserreiser abnehmen, und den Baum sonst von dem überflüßigen Holz befreyen. Die dritte, wenn sie dürre Aeste bekommen, die muß man ihnen ebenfalls abnehmen. Die vierte, wenn der Gummi oder das Harz oft sehr häufig aus der Rinde fließet, das muß man so bald als mög-

möglich abnehmen, und die Rinde, so gemeiniglich dürre ist, abschneiden, und den Ort mit Baumwachs bestreichen.

§. 8.

Diese Gattungen Früchte dienen zur Arzney in vielen Sachen. Sie lindern die Hitze, reinigen die Galle, kühlen und feuchten den Leib an, sind den Gallsüchtigen und Blutreichen sehr heilsam, alten Leuten aber nicht wohl bequem. Das Decoctum von diesen Früchten ist gut wider die hitzigen Husten, reiniget und lindert die Brust, und die Hitze des Urins in der Blase 2c.

Zehntes Kapitel.

Von dem Feigenbaum.

§. 1.

Es giebt zweyerley Arten der Feigenbäume, als braune und weiße, obwohl die Herrn Franzosen eine entsetzliche Menge derselben beschreiben, die aber in der Hauptsache alle in obigen zween begriffen sind. Der Feigenbaum liebet eine gute fette Erde, mit etwas Sand vermischt, und will auch an einem warmen Ort, wo er die volle Sonne hat, an eine Wand oder Mauer gepflanzet seyn, wo er den Nordwind hinter sich hat. Er wird auch in Kästen gesetzt, ist aber nicht nöthig. Will man den Feigenbaum im Winter ausheben, so muß man ihn im Keller in frischen Sand setzen, so bleibt er gewiß gut. Im Frühling muß er aber im Garten wieder an seine vorige Stelle gepflanzet werden. Man muß ihn auch bey trockenem Wetter öfters begießen, niemals aber mit kaltem Wasser, denn das

wäre ihm sehr schädlich. So man ihn im Garten im Winter stehen lassen will, so muß man ihn mit Stroh wohl überbinden und niederbeugen, auch mit Pferdemist bedecken. Die Mäuse pflegen gern die Rinde anzunagen. Es ist also besser, daß man sie stehen lasse, mit Brettern verschlage, und dann mit Pferdemist wohl überdecke. Im Frühling muß man sie alsdann wieder öfnen, und das Dürre davon abnehmen, die Erde etwas aufgraben, alten Küh- Hühner- oder Taubenmist dazu legen, und begießen, so werden sie reichlich ihre Früchte bringen. Einige Gärtner machen lange tiefe Gruben, binden sie mit Stroh und legen sie also hinein, und bedecken sie hernach wieder mit Erde und langem Mist. Sollten die Mäuse dem Feigenbaum an der Rinde Schaden zugefüget haben, so muß man den schadhaften Ort mit frischen Kühekoth überschmieren, und ein wollenes Lümpchen darüber herum binden, so verwächst es sich wieder.

§. 2.

Die weissen Feigenbäume sind zärter, als die braunen, deswegen soll man solche allein

pflan-

pflanzen, im Winter ausheben und im Keller verwahren.

§. 3.

Der Feigenbaum vermehret sich durch die Wurzeln, und ist in wenig Jahren in großer Menge zu erziehen. Solche junge Bäume nimmt man im Frühling von den alten ab, und pflanzt sie anderwärts an einem warmen Ort ordentlich in Beeten, und wartet sie fleissig, so werden sie auch bald ihre Früchte bringen. Den Weinstock mag er sehr gerne um sich leiden, daher ist ihm auch die Weinrebenasche Düngung zu seinem Wachsthum ungemein beförderlich.

§. 4.

Die Feigenbäume werden manchmal von den Holzwürmern ganz durchlöchert, man muß daher diese Löcher mit ungelöschtem Kalk bestreichen, so ist diesem Uebel abgeholfen, es schadet auch dem Baum gar nichts, man darf ihn nur etwas aufgraben, und um die Erde herum Hühner oder Taubenmist einstreuen.

Eilftes Kapitel.

Von dem Weinstock.

§. 1.

Wer in seinem Garten oder an seinem Wohnhause einen guten Weinstock pflanzen und ziehen will, der muß vorzüglich wohl Acht geben, daß der Ort gegen Mittag und gegen Morgen liege, denn ohne die Sonne würde ein Weinstock wenig Nutzen schaffen, und die Unkosten darauf nur vergebens angewendet werden. Er muß auch wohl Obacht haben auf den Grund und die Erde, wie solche dazu beschaffen ist: denn in einer morastigen Erde wird zwar ein Weinstock etwas wachsen, doch aber keine oder wenigstens recht schlechte Früchte bringen. Ein starker leimichter Grund taugt ebenfalls nicht dazu, weil die Wurzeln nicht genugsame Nahrung darinn finden, und bey einfallender Kälte gar leicht zu erfrieren pflegen. In zu steinigten Boden kommt er gleichfalls nicht gut fort, weil die Wurzeln im

im Wachsen gehindert werden. Die beste Erde ist jene, die geschlacht, mürbe, etwas sandigt und mit kleinen Griessteinchen untermenget ist. In dieser Erde werden die Reben wohl und gut wachsen. Der Grund muß überdieß trocken und nicht naß seyn. Hat man nun keine dergleichen geartete Erde, so muß man sie also dazu zubereiten. Man muß am Hause oder im Garten, wohin man den Weinstock zu legen gedenket, eine tiefe und weite Grube machen, alle rauhe, steinigte, lettigte Erde wegbringen, und die Grube mit nachfolgender ausfüllen: man nimmt alles, was man von einem Teiche bekommen kann, den Koth, so man auf den Gassen zusammen kehret, und andern verfaulten Kühe- oder Schaafmist, und von alten Gemäuern den Griessand und kleine Steinchen, menget alles untereinander und füllet also die Grube damit aus. Ist der Boden sumpficht und naß, so soll man den Weinstock über einen Schuh tief nicht hineinsetzen; ist er aber trocken, so soll man ihn zwey Schuhe tief legen, und dahin trachten, daß die Wurzel allemal vorwärts

 gehe.

gehe. An den jungen Reben muß man über zwey Augen nicht lassen, und zwar also, daß nur ein Aug aus der Erde gehe. Auf die Wurzel soll man allezeit reine gelinde Erde legen, und dieselbe damit bedecken, hernach die andere Erde vollends darauf werfen und nicht allzudichte zutretten, denn das ist dem Weinstock nicht dienlich, weil er zu zart ist. Darum muß man die Erde so fest machen, als man glaubt, daß es genug sey, sodann, wann es sehr trocken ist, begießt man ihn, aber nur einmal. Man soll allemal an ein Gebäude, Mauer oder Geländer solchen ungefehr acht bis zehen Schuhe weit von einander legen, damit sie im Wachsen einander nicht hindern. Will man solche von Knot- oder Rebenholz ohne Wurzeln legen, so muß man es über vier Augen lang nicht schneiden, und die Grube rund, ziemlich tief und breit machen, damit man dieselbe mit vorgemeldter Erde wieder ausfüllen könne. Hernach kann man von den Rebenstöcken allezeit drey in ein Loch bis ans oberste Gelenke oder Knote, und solche in Form, wie ein Kleeblatt, hineinstecken,

sie mit einem Stock dichte umher zustossen, damit sie recht in die Erde kommen, hernach mit guter Erde umher vollends beschütten, und mit solcher in Gestalt eines Häuschens zudecken, daß man nichts davon siehet, und die Luft und Sonne sie nicht berühren kann. Wenn sie zu treiben anfangen, so können sie schon durch die Erde dringen, und geben solche weit bessere Stöcke, als wenn sie von den Einlegern gepflanzet werden, ob man schon zwey Jahre länger warten muß, ehe man Früchte davon genießen kann. Zu dieser Arbeit, die Weinstöcke zu pflanzen, ist gemeiniglich der Frühling und der März die beste Zeit dazu.

§. 2.

An einem warmen trockenem Ort, der hoch lieget, und die volle Sonne hat, schicken sich wohl am besten der Grüne frühzeitige, die gelbe Muscateller, die Gutedel, die Silbertraube, die Elbinger, die große Blaue, die Gelbe, die Sarphagnier, die Traminer, so fleischfärbig und gar süße ist. Diese Arten werden an einem Giebel oder

Mauer, wo es hoch und trocken ist, und sie die volle Sonne haben, sehr gut thun, und ihre zeitige Trauben bringen. An niedrigen aber, wo die Gärten feucht und kalt liegen, und die Sonne nicht haben, sind die besten zu pflanzen, die kleinen blauen Muscateller, und blauen Ulmertrauben, welche groß und harter Natur sind, wie auch die grünen Wassertrauben und die weiße Herbsttrauben, so sich bis in den späten Herbst halten. Und können diese letztern, wenn schon kein guter Sommer für den Wein ist, dennoch im Nachsommer zeitig werden, weil sie gar harter Natur sind. Man soll sich also bey Pflanzung der Weinstöcke wohl erkundigen, welche Gattung an seinem Hause und Garten sich am besten schicken möge, damit man Nutzen davon habe, woran es gelegen ist. Denn was hilft es Manchem, daß er viel Weinstöcke und alle gute Arten derselben in seinem Garten zu haben sich bemühet, wenn er keine Früchte davon geniessen kann? Man soll zwischen die Weinstöcke keine andern Bäume oder Heckenwerk pflanzen, weil solche dem Weinstock nicht

nur allein die Nahrung und Kräfte entziehen, sondern ihm auch sonst im Wachsthum vielfältig hinderlich seyn würden.

§. 3.

Der gepflanzte Weinstock muß im ersten Jahr nicht gleich beschnitten werden, weil die Zeit, wenn er auswächst, verflossen ist, und es demselben sehr schädlich seyn würde, sondern man soll damit bis in das zweyte Jahr verziehen, alsdann kann man all das junge Holz, was im vorigen Jahre gewachsen ist, bis auf ein Aug wegschneiden, damit sich die Wurzel und der Stamm desto besser verstärken. Im zweyten Jahr soll man ihn um ein Aug höher schneiden, damit er vollends stärker werde. Im dritten Jahre mag man ihn bis auf das vierte Aug schneiden, da er denn gemeiniglich, wenn die Stöcke mit den Wurzeln gepflanzet sind, seine ersten Früchte sehen läßt. Sind sie aber von Rebenholz gesetzt, so bringen sie vor dem vierten Jahre ihre Früchte nicht, und man muß sie allemal niedrig beschneiden, und ihnen über zwey Au-

gen nicht lassen, damit sie auch zur völligen Stärke gelangen können. Nachgehends, wenn nun in vier oder fünf Jahren sich der Stock am Stamme ziemlich erstärket hat, so kann man allemal die Ranken höher schneiden, und von Jahren zu Jahren von dem jungen Holz drey oder vier Augen in das alte Holz wachsen lassen, und so fortfahren, damit der Stock so viel Reben und Schößlinge bekomme, als er nöthig hat und ertragen kann. Auch muß man denselben allgemach an die Gebäude an Latten, einen Schuh weit von einander heften und ausbreiten. Das Schneiden muß jederzeit im März geschehen. Wenn der Stock in einem fetten Lande stehet, und sehr ins Holz treibet, so soll man ihn im abnehmenden Monde schneiden; stehet er aber in einer magern Erde, so soll man solches im zunehmenden Monde verrichten, und im Schneiden sich darnach richten, daß man, wenn der Stock geile, starke Ranken treibet, alsdann allemal tiefer schneiden, mehr Holz abnehmen und ihn hinterhalten muß. Man soll auch zusehen, daß er nicht mit zu

vielen Ranken überladen bleibe, sondern denselben erleichtern, und, wenn es nöthig ist, vom alten Holze zuweilen etwas wegnehmen: denn je dünner ein Weinstock gehalten wird, desto bessere und vollkommenere Trauben bringet er, und können solche auch desto besser zur Zeitigung gelangen. Und weil man solches Schneiden so eigentlich nicht beschreiben kann, als sich es mit der Hand zeigen läßt, so muß man selbst nachdenken, wie es sich am besten thun läßt, damit ihm nicht zu viel noch zu wenig geschehe. Die Hauptregel ist aber, daß man sich nach dem Hauptstock richte, wie stark oder schwach er ist und treibet. An den Geländern, weil solche über vier Latten hoch nicht aufgeführt werden sollen, muß man den Stock nicht höher, als bis an die zweyte Latte schneiden, und wenn zu viel altes Holz unten stehen bleibet, solches an der Erde abnehmen und nur den Hauptstamm lassen, oder, wenn der zu schwach seyn sollte, so kann man wohl endlich zwey stehen lassen, und auch von dem jungen Holze nur zwey Augen über dem alten Holze lassen, so

ist es übrig genug. Steht aber der Stock in guten fetten Grunde, und treibet starke Ranken, so kann man ihm auch mehr Holz im Schneiden lassen, weil er mehr ernähren kann. Dieses muß im Schneiden allemal in Acht genommen werden, weil er alsdann vielmehr Trauben und Ranken ernähren kann. Ist aber der Boden mager und der Stock treibet nicht so stark, so muß man ihm auch mehr Holz abnehmen, damit die Früchte desto besser ihre Nahrung haben.

§. 4.

Wenn die Trauben Ranken bekommen, so soll man selbige bald abnehmen, weil sie alle Nahrung und Kräfte an sich ziehen. Wenn auch der Ranken gar zu viel und dichte übereinander kommen wollten, so soll man gleichfalls die übrigen abnehmen und den Trauben Luft machen, damit sie desto besser zu ihrem Wachsthum gelangen können. So ist auch gar wohl noch zu betrachten, daß nicht alle Weinstöcke einerley Beschneidung erfordern: denn etliche wollen

höher

höher geschnitten werden, sonst geben sie viel Holz und wenig Trauben, als die Gutedel, die sarphagirer oder Silbertraube, die Klevenner ꝛc. dagegen wollen etliche niedriger geschnitten werden, als die Elbinger, die Muscateller, die große blaue und die Frühtraube. Wenn man dieser letzten Art Weinstöcke zu viel Holz läßt, so werden sie dadurch allzugeil, uud bringen keine guten Früchte. Es ist noch ferner zu betrachten, daß, weil das Holz oft ungleich wächset, solches auch einen ungleichen Schnitt erfordert, nämlich, wenn das Holz frech und grob ist, so stehen gemeiniglich auch die Augen weiter voneinander, und alsdann sind auch meistentheils die untersten sehr klein und unfruchtbar, deswegen muß man denenselben nicht weniger, als vier Augen lassen, weil sie schon genugsame Nahrung haben, und dadurch verhütet wird, daß der Stock nicht zu viel in überflüßige geile Reben wachse, und auch desto fruchtbarer bleibe: dieses ist bey den jungen Stöcken besonders wohl in Obacht zu nehmen. Wenn nun ein Weinstock gar zu alt ist, und nur gerin-

geringes Holz mehr hat, so soll man demselben beym Schneiden zwey Augen lassen, so bekommt er wieder schönes junges Holz, und wird gleichsam dadurch verjüngert. So der Stock aber noch mittelmäßig und nicht alt ist, auch wenig Holz hat, so soll man ihm allemal drey Augen lassen. Es ist auch nothwendig, dabey zu gedenken, daß man allezeit dergleichen Stöcke, die stark ins Holz wachsen, im letzten Viertel schneide. Ueberdieses soll auch auf die ungleichen Jahrgänge fleißig Acht gegeben und der ungleiche Schnitt darnach verrichtet werden: denn wo auch in diesem nicht ein Unterschied und Vorsichtigkeit gebraucht wird, da kann es leicht zum Verderben des Weinstocks gereichen. Diesem aber nun vorzukommen, und damit derselbe im guten Stand erhalten werde, so soll man, wenn der Weinstock das vorige Jahr viel getragen, solchem nächstkommenden Frühling nicht zu hoch schneiden, sonst ist zu besorgen, daß die Reben ohne dieses Mittel des Schneidens zu sehr beschweret werden, und dadurch gar in Abgang gerathen. Ist aber

das

das vorige Jahr schlecht gewesen, daß der Stock nicht wohl getragen hat, so soll man ihn etwas höher schneiden, weil er mehr Stärke hat, als wenn er getragen hätte, auch mehr Holz ernähren und ertragen kann.

§. 5.

Das Ablatten und Abbrechen der untüchtigen Reben erfordert auch eine gute Wissenschaft, und ist nicht allein darum zu thun, daß man ihn hin und wieder das Laub, wo es zu dichte stehet, abnehme, und das Haupt von den Nebenschößlingen reinige, sondern man soll vielmehr fleißig darauf Achtung geben, wie es mit dem Stock am Schoß beschaffen sey, damit man deren nicht zu viel noch zu wenig lasse, und also nicht alles, was aus dem alten Holze geschossen ist, hinwegnehme, sondern zu Zeiten auch etwas unten stehen lasse, damit, wenn etwa einem alten Stock ein Unfall zustoßen möchte, solches an die Stelle tretten und daraus ein neuer Stock gezogen werden kann. So ist auch nöthig, daß man über den Trauben das überflüßige

Holz

Holz abnehme, damit die Kräfte desto besser in die Trauben steigen können, und diese desto zeitiger werden. Es ist auch wohl zu merken, daß man von den Stöcken oder Ranken, so man einsetzen will, nichs abnehme. Wenn man die Reben ausbricht, so soll man auch die Ranken, so neu gewachsen sind, fein ordentlich hin und wieder, wo leere Stellen sind, von einander heften, und ja zusehen, daß sie nicht übereinander gebunden werden, weil die Trauben sonst ersticken müßten. Darum muß man den Trauben, wenn sie zu zeitigen anfangen, Luft machen, daß sie die Sonne haben.

§. 6.

Wenn man sie düngen will, so soll es allemal im neuen Licht geschehen. Solches ist nun an trockenen Orten im Herbst am besten; in feuchten aber im Frühling, und hat man dahin zu sehen, daß man den Mist nicht bloß auf die Wurzel lege. Alter Kuh- und Schaafmist ist sonst der beste. An trockenen Orten aber ist die beste Düngung das, was bey den Thoren, wo das Vieh aus

und

und eingehet, zusammen gebracht wird, wenn man guten alten verfaulten Kühemist, und das, was die Kammmacher von Hörnern abschaben, darunter thut: denn davon wird er gesund, fruchtbar und viele Jahre gut bleiben. Wenn man die Reben schneidet, so soll man auch von allerhand guten Arten einlegen, solche einen guten Schuh tief an den Stöcken einsenken, und behende damit umgehen, daß die Reben nicht entzwey brechen, solche hernach an die Stöcke aufrecht binden, und, wenn es gar zu trocken Wetter ist, zuweilen begiessen, damit sie desto eher Wurzeln bekommen, diese können alsdann im künftigen Frühling, oder an trockenen Orten im Herbste, auf vorgeschriebene Weise verpflanzet werden. Wo ein Holz, oder Zimmerplatz vorhanden ist, so ist eine solche verfaulte Erde sehr dienlich, wenn man sie an die Wurzeln leget. In kalten Orten muß man die Weinstöcke im Winter mit Stroh einbinden, und um die Wurzel mit langem Pferdemist bedecken, so bleibt er gut.

§. 7.

Der Nutzen des Weinstocks ist in der Arzney sehr vielfältig:

Der Saft von den Blättern und Zweigen getrunken, dienet wider die rothe Ruhr und das Blutspeyen. Die rothen, zum Abfallen geneigten Blätter gepulvert, und ein Quintchen davon mit Quittenlattwerge eingenommen, hat gleiche Wirkung.

Das Weinlaub macht den Kühen gute Milch.

Aus den zarten Blättern im May wird ein Wasser destillirt, welches den Schwangern gut bekommt.

Das Pulver von den Reben in die Nase gethan, stillet das Bluten.

Das Wasser, so im Frühlinge aus den Reben heraustreufelt, zermalmet den Stein und lindert die Nieren- und Blasenschmerzen, wird auch als ein Augenwasser angerühmt, und heilet die Masern, vertreibt die Flecken im Gesichte, und macht das Haar wachsen. u. d. m.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Von
den wilden oder Waldbäumen.

Erster Abschnitt.

Von
der wilden Baumzucht überhaupts.

Erstes Kapitel.

Seite

Eintheilung der Bäume. — — 2

Zweytes Kapitel.

Von dem Alter der Bäume. — — 7

Drittes Kapitel.
Vom Baum- oder Holzheber. — 15

Viertes Kapitel.
Von den Krankheiten, Gebrechen und Schäden der Bäume. — — 18

Fünftes Kapitel.
Von den Merkmalen, welche anzeigen, daß ein Baum gesund und sein Holz von guter Beschaffenheit ist. — 28

Sechstes Kapitel.
Von den Merkmalen, welche anzeigen, daß das Holz eines Baumes einen Fehler habe. — — — 30

Siebentes Kapitel.
Von dem Saamen. — — 37

Achtes Kapitel.
Von dem Baumsaft. — — 64

Neuntes Kapitel.
Von der Baumschule. — — 69

Zehntes Kapitel.
Von den Baumwunden und deren Zuheilung. — — 92

Eilftes Kapitel.
Von dem Bauholz. — — 104

Zwölf-

Zwölftes Kapitel.
Von dem Brennholz. — — 109
Dreizehntes Kapitel.
Von den Windfällen und anderm Afterholz. 111
Vierzehntes Kapitel.
Von Latten- Zaun- und Weinsteckenholz. 114
Funfzehntes Kapitel.
Vom Pechhauen und Künnruß. — 116
Sechszehntes Kapitel.
Vom Kohlenbrennen. — — 120
Siebenzehntes Kapitel.
Von der Ausreutung der Wälder. — 124

Zweyter Abschnitt.
Von
den Waldbäumen insbesondere
und
einigen Staudengewächsen.

Erstes Kapitel.
Von dem Eichbaume. — — 127

Zweytes Kapitel.

Von dem Buchbaum. – — 143

Drittes Kapitel.

Von dem Tannenbaum. – — 146

Viertes Kapitel.

Von dem Föhrenbaum. – — 152

Fünftes Kapitel.

Von dem Fichtenbaum. – — 155

Sechstes Kapitel.

Von dem Eibenbaum. – — 157

Siebendes Kapitel.

Von dem Birkenbaum. – — 159

Achtes Kapitel.

Von dem Lindenbaum. – — 163

Neuntes Kapitel.

Vom Eschen= oder Espenbaum. — 166

Zehntes Kapitel.

Von dem Lerchenbaum. – — 168

Eilftes Kapitel.

Von dem Ahornbaum. – — 170

Zwölf=

Zwölftes Kapitel.

Von dem Rüstbaum. — — 171

Dreyzehntes Kapitel.

Von dem wilden Kastanienbaum. — 173

Vierzehntes Kapitel.

Von den Erlenbäumen. — — 174

Funfzehntes Kapitel.

Von den Weidenbäumen. — — 178

Sechszehntes Kapitel.

Von den Albern und Aspen. — 185

Siebenzehntes Kapitel.

Von den Stechpalmen. — — 188

Achtzehntes Kapitel.

Von dem Hollunder. — — 192

Neunzehntes Kapitel.

Von dem Wachholder. — — 198

Zwanzigstes Kapitel.

Von den Schlehen. — — 201

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Von den Heidelbeeren. — — 203

Zwey

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Von den Brombeeren. – — 204

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Von den wilden Rosenstauden. — 205

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Von dem sogenannten Linsenbaum. (Colutea vesicaria.) – — 207

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Von dem Kraut Ononis. (Haubechel, Stallkraut, Weiberkrieg.) – — 208

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Von der Genista spinosa oder spanischen Genister. – — 210

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Von der besten Gattung lebendiger Zäune. 212

Zwote

Zwote Abtheilung.

Von

den Obst- und Fruchtbäumen.

Erster Abschnitt.

Von

der zahmen Baumzucht überhaupts.

Erstes Kapitel.

Von dem zur zahmen Baumschule erforderlichen Erdreiche. — — 220

Zweytes Kapitel.

Von den dazu benöthigten Stämmen. 223

Drittes Kapitel.

Von dem Platz, wo die Kerne gelegt werden müssen. — — 225

Viertes Kapitel.

Von der Zeit, die Obstkerne zu sammeln und zum Säen zuzubereiten. — 227

Fünftes Kapitel.

Von der Zeit, solche zu säen. — 231

Sechstes Kapitel.

Von der Art und Weise, solche zu säen. 234

Siebendes Kapitel.

Vom Versetzen der Kernstämme in die große Baumschule und ihre Wartung. 238

Achtes Kapitel.

Von der in der großen Baumschule zu haltenden Ordnung. — — 246

Neuntes Kapitel.

Vom Pfropfen, Pfropfreisern und deren Bewahrung vor dem Abstoßen. 248

Zehntes Kapitel.

Wie die gepfropften Bäume in der großen Baumschule von Jahr zu Jahr zu warten und so zu ziehen sind, daß ansehnliche Bäume daraus werden. — 252

A. Das erste Jahr nach dem Propfen, oder 1780. — — 252

B. Das zweyte Jahr nach dem Pfropfen, 1781. — — 256

Eilftes Kapitel.

Von Bepflanzung der ledigen Stellen in den Baumschulen. — — 258

C. Das dritte Jahr nach dem Propfen, 1782. — — 260

Zwölftes Kapitel.

Von der Schafthöhe der hochstämmigen Bäume. 261

Drey-

Dreyzehntes Kapitel.
Von den Zwergbäumen. — — 263
Vierzehntes Kapitel.
Von den Obsthecken. — — 267
Funfzehntes Kapitel.
Von den Spalieren auf den Rabatten und Birnpyramiden. — — 269
D. Das vierte Jahr nach dem Pfropfen. 1783. — — 272
Sechszehntes Kapitel.
Vom Versetzen der jungen Bäume. 275
Siebenzehntes Kapitel.
Von dem alljährlichen Herbstcatalogus. 276
Achtzehntes Kapitel.
Von dem Nutzen einer großen Baumschule. 279

— Zweyter Abschnitt.
Von den
Frucht- und Obstbäumen besonders, und dem Weinstock.

Erstes Kapitel.
Von dem Apfelbaum. — — 292
Zweytes Kapitel.
Von dem Birnbaum. — — 297

Drittes Kapitel.

Von dem Quittenbaum. — — 302

Viertes Kapitel.

Von dem Maulbeerbaum. — 308

Fünftes Kapitel.

Von dem Nußbaum. — — 316

Sechstes Kapitel.

Von dem Kirschbaum. — — 321

Siebentes Kapitel.

Von dem Pfirsichbaum. — — 330

Achtes Kapitel.

Von dem Apricosen- oder Marellenbaum. 339

Neuntes Kapitel.

Von den Pflaumenbäumen, als Zwetschgen, Spillingen, Myrobalanen ꝛc. — 344

Zehntes Kapitel.

Von dem Feigenbaum. — — 353

Eilftes Kapitel.

Von dem Weinstock. — — 356

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stoixner, Ladislaus von.

Abhandlungen von Wald- und Fruchtbäumen auch einigen Staudengewächsen und dem Weinstock

Nürnberg 1789

Oecon. 1661
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10299192-3
VD18 14636816-001